

OSKAR KOBER

Erinnerungen eines alten Hoheneibers



Veröffentlichungen des Riesengebirgsmuseums in Marktoberdorf
hrsg. vom Heimatkreis Hoheneibe/Riesengebirge
Reihe: Familiengeschichten aus dem Riesengebirge, Nr. 7, 2009

Oskar Kober
Erinnerungen

Oskar Kober

Erinnerungen
eines alten Hoheneibers

Zusammengestellt von
Wolfgang Fink

Veröffentlichungen des Riesengebirgsmuseums in Marktoberdorf
hrsg. vom Heimatkreis Hoheneibe/Riesengebirge
Reihe: *Familiengeschichten aus dem Riesengebirge*, Nr. 7, 2009

Impressum:

© Heimatkreis Hoheneifel / Riesengebirge e.V. - 87616 Marktoberdorf - 2009

Alle Rechte vorbehalten.

Einbandentwurf: Wolfgang Fink

Gesamtherstellung: Schnitzerdruck Print und Media GmbH, 87616 Marktoberdorf

Buchbindearbeiten: Norbert Klotz, Jettingen



Hinweis für Ortsunkundige !

Die Stadt Hohenelbe liegt an der Grenze von "Riebenzahl's Revier", oder - neuzeitig ausgedrückt - nahe dem in Böhmen befindlichen Teil des Nationalparks Riesengebirge.

"Hohenelbe ist die erste Stadt an der Jungen Elbe" - so beschrieb Prof. Karl Schneider seine langjährige Wirkungsstätte - "Der Fluß hat der Stadt den Namen gegeben. Hohenelbe, eine schöne Stadt! Unmittelbar am Fuße der herrlichen Berge liegt sie."

Auf aktuellen Karten findet man Hohenelbe unter dem Namen Vrchlabí

Zum Geleit

Vielen unserer älteren Landsleute ist Oskar Kober (1898-1990) aus seinen Beiträgen in früheren Jahrgängen der „Riesengebirgsheimat“ noch ein Begriff. Vor allem waren es seine „Erinnerungen eines alten Hohenelbers“, die - in drei Fortsetzungsfolgen zwischen 1974 und 1981 erschienen - viele Leser unseres Heimatblattes begeisterten. Auch seine schlichten Gedichte gingen und gehen vielen ans Herz.



Es ist daher überaus verdienstvoll und dankbar anzuerkennen, daß sich Wolfgang Fink, dem wir das Hohenelber Heimatbuch (2007) verdanken, dieser heimatgeschichtlich wichtigen Persönlichkeit annahm und nicht nur eine Familien-, sondern eine Werksgeschichte von Oskar Kober zusammenstellte. Der Heimatkreis Hohenelbe/Riesengebirge legt damit ein weiteres seiner zeitgeschichtlichen Werke über die verlorene Riesengebirgsheimat vor und empfiehlt es wiederum allen seinen Mitgliedern und Freunden.

Der hochmotivierte und beliebte frühere Lehrer in Renner- und Keilbuden (1931-1936) und spätere Oberlehrer zu Pommerndorf (1940-1945) wurde im Juni 1945 verhaftet und aufgrund seiner Mitgliedschaft und der Eigenschaft als Amtsträger in einer NS-Organisation zu 15 Jahren schweren Kerkers verurteilt. Kober teilte damit das Los zehntausender sudetendeutscher Männer, die, wenn sie überlebten, gleich ihm schwere Jahre in tschechischen Straflagern zubringen mußten. Die Schilderungen aus dieser Haftzeit gehören zum bedrückendsten Teil dieser Lebensgeschichte.

In jenen Jahren schrieb Oskar Kober eine Reihe schicksalsschwerer Gedichte, die hier zum ersten Mal veröffentlicht werden und ein besonderes Zeugnis des Leidensweges unserer Väter und Mütter in jener

dunklen Zeit des 20. Jahrhunderts darstellen. Allein diese Gedichte von Oskar Kober und die sparsamen Schilderungen seiner Leiden in den tschechischen Folterkellern von Oberhohenelbe, Karthaus und anderswo sind eine zeitgeschichtliche Dokumentation ersten Ranges.

1953 wurde Oskar Kober nach acht Jahren Haft überraschend freigelassen, durfte aber das Land nicht verlassen. Es dauerte Monate, bis er die Ausreise aus der ČSSR zu seiner vertriebenen Familie in der damaligen DDR endlich genehmigt bekam. (Ähnlich erging es 1953 meinem Vater.)

Solche Lebensschicksale dürfen nicht ins Vergessen fallen. Das ist unsere Pflicht gegenüber unserer Väter- und Müttergeneration und der Geschichte! Der Imperativ: „Aufbewahren für alle Zeit!“ des russischen Offiziers und Dichters Lew Kopelew, der die Gräueltaten bei der sowjetrussischen Eroberung Ostpreußens 1945 dokumentierte, gilt uneingeschränkt und damit auch für die hier vorliegenden Aufzeichnungen unseres Landsmannes Oskar Kober.

Mössingen, August 2009

*Dr. Hans Pichler
Kulturreferent des Heimatkreises
Hohenelbe/Riesengebirge*



Inhaltsübersicht

Was für ein Leben!
Nachruf auf Oskar Kober
10-14

Erinnerungen und Gedanken
eines alten Hoheneibers
15-87

Urfassung der Erinnerungen
88-97

Viktor Kober, der jüngere Bruder
98-104

Betrachtungen
von und über Oskar Kober
105-130

Briefe
131-135

Erzählungen
136-146

Gedichte
147-174



*Ein breiter Strom ist alles Sein,
ihn speist des Lebens Quelle,
du bist in seinem ew'gen Gang
nur eine flüchtige Welle.*

*Und ist ihr Schlag auch längst verebbt
und ihre Spur vergangen,
es nahm der gleiche Strom sie auf,
hält weiter sie umfassen,
bis einst ein neuer Lebenshauch
sie wieder trägt ans Helle.
Es schafft ja aus dem gleichen Strom
das Leben Well' um Welle.*

O. Kober sen., 1950

Oskar Kober

geb. am 19. 4. 1898 in Hohewelbe/Sudetenland

gest. am 8. 2. 1990 in Homberg/Nordhessen

Er war der letzte deutsche Oberlehrer von Pommerndorf.

Es trauern:

Marie Kober

und Angehörige

3588 Homberg, Altenheim St. Marien, Ziegenhainer Straße

Die Trauerfeier war am 12. 2. 1990, die Urnenbeisetzung am 10. 3. 1990. Anstelle von Blumen und Kränzen bitten wir im Sinne des Verstorbenen um eine Spende für das Riesengebirgsmuseum an den Heimatkreis Hohewelbe, 8952 Marktoberdorf, Kto.-Nr. 380 271 262, Sparkasse Ostallgäu, BLZ 734 513 30, Kennwort: Oskar Kober.

Was für ein Leben!

Aus der Traueransprache für Oskar Kober, 1990
und
aus der Urteilsbegründung des Volksgerichts, 1945

Was war das für ein Leben, durchgebeuteltes vom Sturm der Zeit!

Diese Worte sprach Pfarrer Dickhut am 12. Februar 1990 am Sarg des Verstorbenen. Und dann erinnerte er an dieses Leben im Einzelnen.

Im Mai 1916, nach abgelegter Notmatura, wird Oskar Kober als 18-Jähriger Soldat. Kadettenschule, Fronteinsatz im Stellungen- und Tunnelkrieg in den Alpen, gesunde Heimkehr als Leutnant d. R. Nach dem Krieg Handelsakademie, Arbeit im Gesamtverband der Industrie seiner Heimatstadt, danach in der Union-Bank, beides gut bezahlte Stellen, aber für den jungen Mann kein befriedigendes Lebensziel. Kober geht mit 25 Jahren an die Lehrerbildungsanstalt. Als Lehrer wurde er glücklich.

Mit Sorge beobachtete er die Tschechisierungsbestrebungen in seiner vorwiegend von Deutschen bewohnten Heimat. Er setzte sich vehement für die Erhaltung des deutschen Volkstums ein und bekam deshalb die Ordnungsmacht der Landesherren zu spüren. In den 12 Jahren als Lehrer in der ČSR war er an nicht weniger als neun verschiedenen Schulorten eingesetzt. Den Einmarsch der Wehrmacht im Oktober 1938 erlebte Kober in Niederlangenau. In die Sudetendeutsche Partei SdP war er erst im April dieses Jahres eingetreten, als sich die Sudetenkrise zuspitzte.

Während des Zweiten Weltkrieges war Oskar Kober Lehrer in der kleinen Berggemeinde Pommerndorf und seit 1941 auch Leiter der Ortsgruppe der NSDAP. Als solcher half er aber auch so manchem Tschechen, der dort während der Kriegsjahre dienstverpflichtet war.

Im Juni 1945 - der Krieg war seit einem Monat zu Ende - wurde der Oberlehrer Kober aus Pommerndorf, Haus Nr. 28, verhaftet und später zu 15 Jahren schwerem Kerker verurteilt und das wegen „Verbrechen gegen den čsl. Staat während der Jahre 1941 bis 1945, also in einer Zeit der erhöhten Bedrohung der Republik“ - so heißt es im Urteil des außerordentlichen Volksgerichtes. Anfangs saß er im Gefängnis in Hohenelbe ein. Wie andere auch wurde er fürchterlich mißhandelt. Später war Oskar Kober im Zuchthaus Karthaus zu Jičín, in einem Sträflingslager in Hohenelbe und schließlich im weit östlich gelegenen Troppau.

Endlich im März 1953 wurde der politische Häftling überraschend entlassen, auf Bewährung und ohne das Recht zur Ausreise. Die Familie war ja von zu Hause vertrieben und seit vielen Jahren in Ostdeutschland. Was sollte ihn noch in Hohenelbe, in der ČSSR, halten? Die Schulden waren es, die er dem Staat gegenüber hatte! Sein gesamtes Vermögen war zwar schon beschlagnahmt, nun aber mußte er nach § 389 den Ersatz der Verfahrenskosten und Gebühren für das Entlassungsdokument und eine unter Drohungen erpreßte „Schenkungsurkunde“ in Höhe einiger hundert Tschechokronen bezahlen, mehr als er durch Arbeiten in den Monaten nach seiner Entlassung verdienen konnte.

Über 55 Jahre war Oskar Kober alt, als er am 22. September 1953 bei seiner Familie in Sachsen-Anhalt eintraf. „Er war anfangs völlig hilflos bei den normalsten Verrichtungen“ erinnert sich der Sohn Dietmar, und wie er den Vater oft halten mußte, daß er in der Stadt nicht automatisch vom Gehsteig sprang, wenn ein russischer Soldat in Uniform daherkam, denn in der ČSSR hatte er nur in der Gasse gehen dürfen, wenn er unter Bewachung zur Arbeit geführt wurde.

Nachdem sich die Familie noch im Herbst 1953 in den Westen abgesetzt hatte, wurde Kober in der Umgebung von Homberg/Efze an Schulen beschäftigt. Später war er dann an der Grundschule Homberg in seinem Beruf als Pädagoge und Lehrer begeistert und glücklich. Mathematik und Technisches Zeichnen unterrichtete er leidenschaftlich gern. Seine Kenntnisse in Mathematik hatte er während der Haftjahre

durch ständige Kommunikation mit einem Mithäftling namens Dr. Dietl verfeinert und vervollständigt. Kobers mathematische Aufgabenstellungen, mit denen er seinen Lehrerkollegen gerne auf den Zahn fühlte, waren gefürchtet.

1956 gelang es Kober, ein Anwesen der Wetzlarer Eisenwerke in der Mardorfer Grube zu erwerben.

Seinen Hausberg dort, den Mosenberg, erwanderte er bis ins hohe Alter an die 7000 mal. Wenn die Söhne ihn dahin begleiteten, stellte er sich auf den Gipfelstein, schaute in die Richtung nach seiner alten Heimat und pflegte zu sagen: „Jetzt stehe ich genau auf der Höhe des Bahnhofs von Hoheneibe, 430 Meter über dem Meer“ - vergaß dabei aber nicht zu erwähnen, daß sich die Höhenangaben in der kaiserlich - königlich österreichischen Monarchie auf das Mittelmeer bezogen und daher um einen Meter höher waren gegenüber dem üblichen Normalpegel NN des Atlantiks, und dann dozierte er weiter: „400 m höher seid ihr zwei Buben in die Schule gegangen. Und 800 m höher hat der Dietmar seine ersten Lebensjahre verbracht.“ Damit waren Pommerndorf und Rennerbauden gemeint.



Oskar Kober auf dem Gipfelstein des Mosenberges bei Mardorf

Die letzten Jahre lebte Oskar Kober immer intensiver in der Erinnerung an seine Heimat. Homberg wurde zu Hoheneibe, der Mosenberg zum Riesengebirge.

Ehefrau und Kinder haben ihn stets als guten Familienvater erlebt. Als Lehrer war er hochgeachtet. Aber in vielen Dingen des Alltags blieb er recht unbeholfen. Da er so gar nicht praktisch veranlagt war, hatte

seine Frau in ihm kaum eine Hilfe bei der Sorge um das große Haus in der Alten Grube und das riesige Grundstück. Die Söhne halfen, wo und wie und so lange es ging, aber sie hatten ihre eigenen Familien. So war es die richtige Entscheidung für die alten Eheleute, in das Alten- und Pflegeheim St. Marien zu Homberg umzuziehen.

„Die Grabstelle, die die Urne mit der Asche des Herrn Kober aufnehmen wird, bleibt kein dunkles Loch“, sagte der Pfarrer in seiner Trauerrede, „sondern sie wird zur Durchbruchstelle in die lichte Zukunft der ewigen Heimat ... und erstaunend steht der Heimgegangene vor Gott, und jeder Rest eines Neins und jeder Rest einer möglichen Verweigerung wird schwinden vor SEINEM Blick.“

An diese letzten Worte des Pfarrers füge ich eines von Kobers Gedichten an, entstanden in der Haftzeit.

Du kannst wohl leicht im Glücke Gott erkennen,
Im Sonnenlächeln seinen Namen nennen.
Im ew'gen Sternengang sein Antlitz sehn,
Im Waldesrauschen seine Stimm' verstehn,

Doch auch in Not und Elend Gottes Walten,
In Finsternis und Grauen sein Gestalten
Zu fühlen und auf ihn - trotz allem - bauen,
Das ist Gotterkennen, Gottvertrauen.

Erinnerungen und Gedanken eines alten Hohenelbers

Oskar Köber.

Übersicht:

An Stelle eines Vorworts

1. Die Kindheit
2. Aus meiner Schulzeit
3. Kriegsjahre
4. In der neuen Republik
5. Meine schönste Zeit
6. Mein Leidensweg
7. Plötzlich frei

Anstelle eines Vorworts

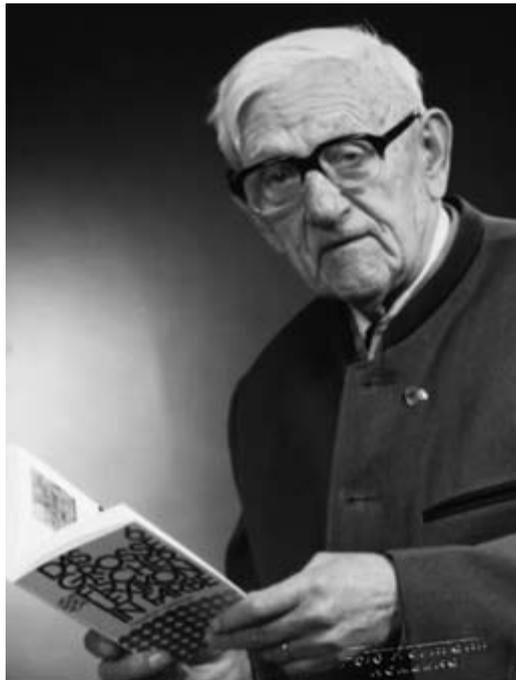
„Es ist jetzt vielleicht die letzte Gelegenheit, in größerem Umfang Erinnerungen für alle Zukunft festzuhalten. Es wird zum Nutzen der Heimat sein ... Lest meine Erinnerungen, ihr werdet merken, daß es sich lohnt ...

Unsere Vorfahren werden erst dann für immer von uns gegangen sein, wenn wir kein Interesse mehr daran finden können, was ihnen einst Lebensinhalt war ...

Leider habe ich für meine „Erinnerungen“ nicht die allergeringsten schriftlichen Aufzeichnungen zur Verfügung. Das ist natürlich ein großer Übelstand, der die Einheitlichkeit des von mir Vorgebrachten erschwert. Das ist auch die Ursache für meine Sprunghaftigkeit ...

Ich kann kein geschlossenes Ganzes bringen, sondern muß spontan in diesen oder jenen Winkel meines Gedächtnisses hineinleuchten..“

Oskar Kober 1974 und 1979



Diese vier Zitate sind Einsprengsel in den sehr umfangreichen „Erinnerungen“ des Oskar Kober. Die Veröffentlichung in der Riesengebirgsheimat begann im Februarheft 1974 und endete zunächst mit dem Mai des darauffolgenden Jahres. An die ersten neun monatlichen Textteile einer ziemlich chronologisch abgefaßten Schilderung seines Lebens von 1898 bis 1953 hängte der Autor noch sieben Ergänzungen an, zu denen ihn die vielen Reaktionen aus der Leserschaft veranlaßten.

Von der über 8-jährigen Leidenszeit als politischer Häftling im zweiten tschechischen Staat hatte der Leser gegen Ende der neunteiligen ersten Serie schon einiges erfahren. Die Ergänzungen bestanden vorwiegend aus Schilderungen regionaler Ereignisse, die in seiner Heimatstadt Hohenelbe zu Oskar Kobers Jugendzeit und kurz davor stattgefunden haben. Es scheint, als habe Kober – damals, nach den „Ergänzungen“, schon 76 Jahre alt – danach eine kreative Pause gebraucht, in der er viele Kontakte mit Landsleuten hatte, viele Zuschriften bekam und nach der er dann noch viele bisher latent bewahrte und nun durch Zuspruch geweckte oder ergänzte Erinnerungen und Gedanken niederschreiben konnte. Unter diesem Titel, nämlich „Erinnerungen und Gedanken eines alten Hohenelbers“ startete Riesengebirgsheimat 1979 die dritte Folge des Autors Oskar Kober. Für diese gilt in hohem Maße, was der Autor selbst erkannte und in den hier eingangs zitierten Sätzen beklagte: die Spontaneität der Gedanken und der Erinnerungsbrocken „aus diesem oder jenem Winkel“ seines Gedächtnisses und die dadurch verursachte Sprunghaftigkeit des Niedergeschriebenen.

Das war für mich Anlaß und Rechtfertigung genug, um die über einen Zeitraum von 1974 bis 1981 in der Riesengebirgsheimat abgedruckten Erinnerungen des Oskar Kober in eine straffe, geordnete Form zu bringen und damit 30 Jahre später und „für alle Zukunft“ dem Leser eine etwas gekürzte, aber wortgetreue Fassung dieser so eindringlichen Lebensbeschreibung anzubieten.

Wolfgang Fink



Sitzend: Oskar Kobes
geb. 19.4.1898 Hoheneck
gest. 2.2.1990 Homburg/Elbe

Stehend: Viktor Kobes
geb. 20.2.1902 Hoheneck
gest. 29.8.1986 Guntershausen/Mei.

Fotogr. Atelier
W. Pfohl
Hoheneck
Bahnhofstr. No 4

**Meiner Mutter in Liebe und Dankbarkeit
gewidmet**

Oskar Kober 1974

1. Die Kindheit

Ich wurde noch im vergangenen Jahrhundert in unserem damals so deutschen Hoheneifel geboren. Kaiserin Elisabeth und Bismarck lebten noch, und Kaiser Franz Josef feierte in diesem Jahr (1898) sein 50-jähriges Regierungsjubiläum.

Ich wuchs in bescheidenen Verhältnissen auf. Damals lebte ein Kind unter anderen Bedingungen als heute. Daß ein Neugeborenes Wochen, ja oft erst Monate nach der Geburt getauft wird, war seinerzeit undenkbar. Mein Taufpate war der Stammherr des späteren Industrieunternehmens für Autokarosserien und Flugzeuge Ig. Th. Petera & Söhne. Dieser Ignaz Petera hatte als biederer Sattlermeister begonnen.

So trug mich denn dieser wackere Mann schon zwei Tage nach meiner Geburt zum Taufbecken. Ein Säugling in dieser guten alten Zeit lag in einem Stekkissen wie in einer Zwangsjacke und war mit einem etwa zwei Meter langen Wickelband fest verschnürt.

Das Peterahaus erstreckte sich von der Gendorfstraße bis auf den Roßmarkt, eine Erweiterung der Bahnhofstraße, bevor diese die Steinerne Brücke erreicht. Nach diesem „Hunderterhaus“ - es hatte die Konskriptionsnummer 100 - nannte man den Roßmarkt jetzt Peteraplatz. Der ursprüngliche Teil des Petera-Anwesens mit der Sattlerwerkstatt ragte in die Gendorfstraße und verengte diese zusammen mit dem Gasthaus „Zwack“ beachtlich. Am Beginn der Gendorfstraße kam damals noch der Stadtgraben zum Vorschein. Zu dem führte ein Einstieg hinab, der wurde „Einschöpfe“ genannt. Für uns Kinder sehr verlockend! Als man die Gendorfstraße nach der Jahrhundertwende erweiterte, riß man die beiden vorstehenden Häuser ab. An Stelle der „Zwack“ stand dann das Gasthaus Rödling. Die kurze Verbindung zwischen Gendorfstraße und Peteraplatz hieß für uns aber weiterhin das Zwackgassl.



Der ursprüngliche Teil des PETERA-Anwesens ragte, wie auch das Gasthaus Zwack, in die Gendorfstraße. - In dem Eckhaus (vorn) verbrachte der kleine Oskar seine ersten Kinderjahre. Aufnahme vor 1900.



Dieselbe Stelle nach der Verbreiterung der Genddorfstraße. Ignaz Theodor Peteras erste Sattlerwerkstatt ist weg, und anstelle des Zwack steht das neue Rödling-Gasthaus. Aufnahme nach 1900.

Wer von den alten Hoheneibern erinnert sich noch der Dietrich Hanni mit ihrem Verkaufshäuschen am Peteraplatz? Wir Kinder, beglückt im Besitz eines Kreuzers (das war ein Zweiheller-Stück), rannten zu ihr, Näschiereien zu kaufen. Als die Hanni später nicht mehr da war, wurde ein größerer Verkaufsstand unweit davon an der Brücke aufgestellt.

Alle Kinder liefen gern zu den Auslagen, den Schaufenstern der Petera-Werkstatt. Darin war ein Gespann mit zwei Schimmeln vor einer prächtigen Kutsche ausgestellt. Für uns eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges. Sie standen dort schon seit meinem Geburtsjahr 1898. In der Nähe war der große „Papiergarten“. Das hatte etwas zu tun mit Kießling, dem Begründer der Papiererzeugung in unserer Stadt. Ein Fräulein Rosa Kießling lebte noch lange in ihrem Haus in der Hauptstraße gegenüber der Post. Sie war die Verkörperung der „höheren Tochter“ des 19. Jahrhunderts. Sie dichtete, komponierte und malte auch noch. Besagter Papiergarten war 1898 Schauplatz einer großen Gewerbeausstellung. Aus diesem Anlaß hatte der alte Petera das Pferdegespann anfertigen und mitsamt der Kutsche in seinen Laden stellen lassen. Wie heute das Auto, so diente damals die Kutsche vielen als Aushängeschild. Sie war ein Statussymbol für den Rang ihres Besitzers. Man sah Kutschen von der einfachsten Ausstattung bis zur prunkvollen Karosse.

Auf der Gewerbeschau konzertierte täglich die Kapelle des Veteranenvereins unter ihrem Dirigenten Emil Spiller. Sie waren eine musisch hoch begabte Familie, die Spillers. Unter der Stabführung von Emils Bruder, des Bürgerschuldirektors Adolf Spiller, errang der Gesangsverein „Liedertafel“ beachtliche Preise. Seine Tochter Hilda Spiller war später auch regens chori, also Chorleiterin, wie ihr Vater. Dieser Familie entstammte auch Wanda Spiller, eine bei der Liebhaberbühne erfolgreiche Amateurschauspielerin.

Zu der Gewerbeausstellung von 1898 erhielt ich kürzlich von Alfred Wiegner, Sohn von Tischler Wiegner, folgenden Beitrag: Eine bescheiden gekleidete ältere Frau wollte sich an einem Textilienstand etwas kaufen. Der Händler, des Französischen mächtig, erlaubte sich in dieser Sprache eine abfällige Bemerkung, etwa des Inhaltes, daß

diese oder jene Ware für die alte Schatulle wohl gut genug sei. Die alte Dame aber war niemand anderes als die Gräfin Czernin, und sie verstand natürlich, was der Händler seiner Frau zugerufen hatte. Der Mann war sehr zerknirscht, als man ihm zu verstehen gab, wen er da auf französisch so unhöflich abgefertigt hatte. Die Gräfin aber lächelte nur verschmitzt zu seinen stammelnd vorgebrachten Entschuldigungen. Der Händler, wahrscheinlich aus dem damals noch deutschen Elsaß stammend, wird daraus wohl die richtige Lehre gezogen haben.



Schnell vergingen die ersten Jahre, und meine Eltern meldeten mich im Kindergarten an. Wie segensreich war doch das Wirken der Kindergärtnerin Laura Müller! Sie hat in uns Kindern so manche Begabung zur richtigen Zeit entdeckt und gefördert. Mit dem täglichen Weg zum Kindergarten in der Schleiergasse gegenüber dem Siebengiebelhaus erweiterte sich auch mein Horizont. Wie sah es zu dieser Zeit in Hohenebel aus?

Die Hauptstraße war noch nicht gepflastert. Man kann sich kaum vorstellen, was das zu Zeiten starken Regens bedeutete. Und bei längerer Trockenheit wiederum war der Staub eine fürchterliche Plage. Solche Straßen mußten von Zeit zu Zeit geschottert werden. Den Schotter aber stellte man an Ort und Stelle her. Steinklopfer saßen neben der Straße und zerkleinerten mit ihren Hämmern die großen Steinbrocken. Zum Festigen diente eine riesige Walze, die mit Sand oder Wasser gefüllt wurde. Es mußten mehrere Pferdegespanne heran, und mit gebrülltem Hüh und Hot ging es los. Das Spektakel dabei war ohrenbetäubend.

Hohenebel war damals Kreisstadt, Bezirksstadt genannt. Für uns heute unvorstellbar: Da kommt so ein Gänsehirt und treibt eine stattliche Schar schnatternder Gänse vor sich her, und das durch eine Kreisstadt. Neugierige und Kauflustige stehen am Straßenrand. Der Hirte fängt

nun die jeweils gewünschte Gans mit einem Hakenstab aus der Herde heraus und übergibt sie dem Käufer.



Hauptstraße an Einmündung Flurgasse, vor der Pflasterung Aufnahme 1895

Oder wer weiß heute noch etwas vom „Rohmfaßlamon“? Diese Männer kamen alljährlich mit kleinen Holzfäßchen, welche mit Ofenruß gefüllt waren. Statt Ruß sagte man bei uns Rohm. Den benötigte man zur Herstellung von Stiefelschmiere. Sahen wir einen solchen Händler, dann liefen wir spornstreichs zur Mutter und riefen: Der Rohmfaßlamon ist da! Der Rohmfaßlamon ist da!! Ähnliches Aufsehen erregten die Rastelbinder. Das waren Hausierer, viele von ihnen arme Menschen bis aus der Slowakei, die hier von Haus zu Haus gingen, um so ein klägliches Einkommen zu verdienen. Auch wir lebten ja einfach und sparsam. Kein Tontopf, der durch einen Sprung schadhafte geworden war, wurde weggeworfen. Der Rastelbinder verdrahtete ihn mit seinen geschickten Händen. Ganz vorsorgliche Hausfrauen ließen auch neue Töpfe schon binden.

Von Zeit zu Zeit erschienen Pferdehändler aus Ungarn, oft waren es



Hauptstraße am Kobereck gegenüber dem Schulzkaufmann Aufnahme 1895

Zigeuner. So einer ließ seine Pferde vor den Augen der kauflustigen Bauern und Fuhrleute, die von nah und fern herbeigekommen waren, im Kreis herumlaufen. Der Pferdemann verstand es, sein Publikum zu ködern! Im nahen Gasthaus waren alkoholische Getränke frei, Teller mit Wurst und Schinken machten die Runde. Es wurde nicht nur eifrig gezecht, sondern gehandelt und gekauft. Ein Handschlag beschloß das Geschäft.



Postkutscher Rücker vor dem Postamt und sein Kollege mit der Paketkutsche



Schon vor dem 1. Weltkrieg setzte der Rückgang der Pferdebestände ein. Auch Petera begann, Automobile zu bauen, zum Bsp. Autobusse, die dann zwischen Hoheneibe und Spindelmühle verkehrten. Der erste Chauffeur war Viktor Housa. Die Pferdepost dagegen fuhr noch Ende der 20er Jahre bis nach Schwarzentel.

Der erwähnte Viktor Housa war übrigens ein exzellenter Schlittschuhläufer. Auch ich tummelte mich schon vor meiner Schulzeit im Winter auf dem Eislaufplatz. Der befand sich damals neben dem in meinem Geburtsjahr erbauten Krankenhaus. Der alte Großmann Gärtner betreute ihn. Als dann 1907 auf diesem Platze die Söhne des Sattlermeisters Ignaz Petera die Fabrik bauten, stand der Eislaufklub Hoheneibe vor einem Problem. Schließlich versah man den Turnplatz neben dem Schützenhaus mit einer Lehmschicht und bespritzte ihn im Winter bei Frostwetter mit Wasser. Dieser „Schleifplatz“ hielt bis gegen Ende des 2. Weltkrieges, da wurde er durch das Ausheben von Splittergräben zerstört. Unter den Mitgliedern des Klubs gab es ausgezeichnete Kunstläufer, so eben diesen Viktor Housa, aber auch Robert Hirt und andere.

Die Inbetriebnahme der Petera-Fabrik blieb nicht ohne Auswirkungen. Hoheneibe hatte als Industriestadt auch bisher vielen tschechischen Menschen Arbeit und Brot gegeben. Diese fleißigen Leute wohnten in den benachbarten tschechischen Dörfern und gingen täglich heim. Zur 60-Stunden-Woche kam für viele noch der lange Weg zur und von der Arbeitsstätte. Als nun die Petera-Fabrik die Arbeit aufnahm, brauchte man qualifizierte Arbeitskräfte. Da die deutschen nicht ausreichten, siedelte man Tschechen an. Damit hielt tschechische Intelligenz in Hoheneibe Einzug. Die bis dahin bedeutungslose tschechische Minderheit wuchs an. Reibereien zwischen Tschechen und Deutschen nahmen ihren Anfang. Mit den alteingesessenen Tschechen hatte es solche kaum einmal gegeben.

Den Begriff „Umweltschutz“ kannte man damals noch nicht. Hoheneibe hatte die viel ältere und verkehrsmäßig günstigere Stadt Arnau wirtschaftlich überflügelt. Das lag daran, daß die Elbe in Hoheneibe noch viel Gefälle hatte und damit günstige Voraussetzung zur Nutzung

der Wasserkraft bot. Überdies war hier das Flußwasser wegen seiner Reinheit für Textilbleichen ideal. Die Fabriken aber klärten leider das Abwasser nicht, sondern leiteten es wieder in die Elbe. Diese Brühe nannte der Volksmund „Fix“. Die Schadstoffe darin waren der Tod für die Lebewesen in der Elbe. In dem vormals fischreichen Fluß sah man keine Forelle mehr. Überdies stank dieses Wasser fürchterlich. Als im 1. Weltkrieg die Bleichereien stillgelegt worden waren, wimmelte es bald wieder von Fischlein.

Auch auf Lärmschutz achtete man nicht, als ich noch ein Kind war und auch noch lange darüberhinaus. So lagen z. B. Mitte der 30er Jahre, als der Bau der Turnhalle begonnen wurde, am Beginn der Hennersdorferstraße Berge von Eisenträgern. Diese Stahlprofile würde man heute rasch und nahezu geräuschlos in die nötigen Baulängen bringen. Damals mußte Stück um Stück mühsam und langwierig mit dem Hartmeißel durchgetrennt werden, verbunden mit einem stundenlangen Getöse bis zur Unerträglichkeit. Im Umkreis von mehreren hundert Metern kamen sich die Menschen manchmal wie gerädert vor.

Eine meiner frühesten Erinnerungen – ich datiere sie auf das Jahr 1901 – habe ich an eine Besichtigung des Bräuhausneubaues. Ich habe den Rohbau an der Hand meines Vaters betreten. Die alte gräfliche Brauerei auf dem Rathausplatz gab es da nicht mehr. Daneben das Hotel Mohren aber schon. Der Gastwirt war der alte Willner. Das Mohren beherbergte später die Stadtparkasse, nachdem diese aus dem Gebäude der Knabenschule ausgezogen war. Zu Zeiten der jährlichen Musterung junger Männer gewann das Hotel Mohren auch für uns Kinder eine gewisse Bedeutung. Die zum Wehrdienst als tauglich Befundenen wurden in einem Zimmer im 1. Stock zurückgehalten. Man wollte sie auf diese Weise bis zur Verlesung der Kriegsartikel vom Alkohol fernhalten. Bei diesen Artikeln lief es einem kalt den Rücken hinunter, wenn es am Ende eines jeden hieß: „Wer zuwider handelt, wird erschossen.“ Ob das als Begrüßung der künftigen Vaterlandsverteidiger das Richtige war, bleibt dahingestellt. Zunächst waren sie also separiert, und sie waren durstig.. Not macht erfinderisch. Die Rekruten ließen an Schnüren Bierkrüge herab – zu uns – und wir Jungen waren gegen ein gutes Trinkgeld eifrig dabei, diese beim Mohrenwirt füllen zu lassen. Zur

Verwunderung der Offiziere waren dann beim Appell viele der neuen Rekruten ganz schön angesäuselt. Solche „Assentierungen“ fanden hier bis in den Weltkrieg hinein statt.



Hauptstraße beim Postamt und der erste Autobus Hohenelbe/Spindelmühle

Eine zentrale Wasserversorgung gab es in unserer Stadt lange Zeit nicht. Wir mußten unser Wasser von einer Pumpe über die Straße nach Hause holen. Das war eine große Erschwernis für die Hausfrauen. Erst einige Jahre vor dem Krieg legte man Wasserleitungen bis in die Häuser. Zu dieser Zeit begann man auch, die Hauptstraße zu pflastern. Das besorgte ein Pflastermeister aus Bayern mit seinen Leuten. Sie verwendeten die bei uns damals noch weitgehend unbekanntem kleinen Granitwürfel und das in hervorragender Manier. Die Arbeiten wurden jäh eingestellt, als 1914 in Bayern mobil gemacht wurde und die Männer einrücken mußten. Sie taten es mit Begeisterung, denn es fürchtete ein jeder, zu spät zu kommen.

Das Kino hielt schon Jahre vor dem Krieg in Hohenelbe Einzug. Hin und wieder erschien ein Wanderkino. Die Vorstellungen fanden im Schützenhause statt. Vor dem Gebäude stand dann eine Lokomobile,

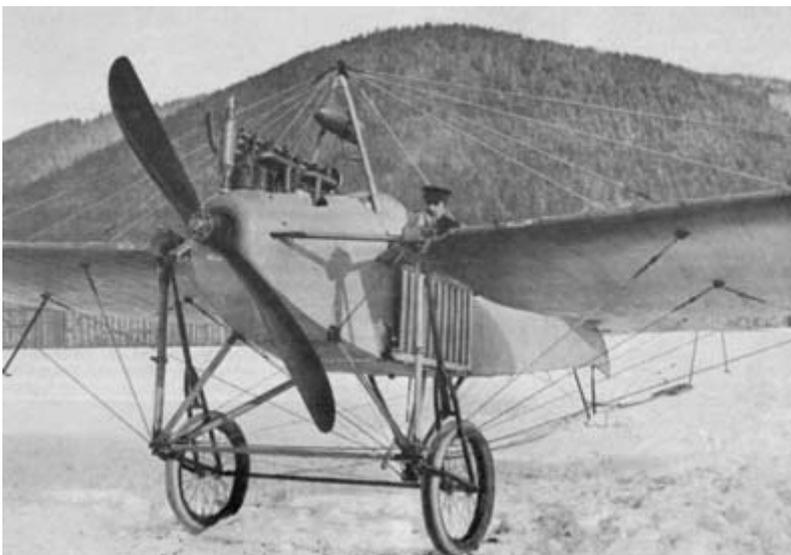


Die Gleichstrom-Bogenlampen in der Hauptstraße um 1910

die laut ratternd den nötigen Strom für die Filmapparatur lieferte. Die Bilder flimmerten stark, aber die Zuschauer lachten sich fast krank über den Komiker Max Lindner und andere. Noch viele Jahre später habe ich beim Licht einer Petroleumlampe gelernt. Die Straßen wurden durch Gaslaternen beleuchtet. In den Nebengassen mußte ein Mann die kleinen Lampen abends anzünden. Ich höre ihn heute noch schimpfen über uns Bengel, wenn wir wieder einmal ein paar Lampen abgedreht hatten. Pärchen beim Stelldichein machten das auch gern. Dieser arme kleine Laternenanzünder stürzte auf einem Dienstgang in der Brückenstraße in den damals noch offenen Fabrikgraben bei der „Tuba“ und ertrank. Später wurden in der Hauptstraße die viel helleren Bogenlampen für Gleichstrom aufgestellt. Die Kohlestifte dieser Lampen mußten täglich gegen neue ausgetauscht werden. Bevor es das Elektrizitätswerk in der Kablikstraße gab, erzeugte man in der Goldschmidt-Fabrik diesen Gleichstrom.

Überall zeigte sich der Fortschritt in der Technik. Das Flugzeug war im Kommen. Der Trautenauer Unternehmersohn Igo Etrich konstruierte das erste trudelsichere Flugzeug. Exotische Flugsamen sollen ihm dabei als Vorbild gedient haben. Bei uns war es Quido Priesel, der sich ganz den Flugapparaten verschrieben hatte. Er war klein und drahtig. Schon als „Zögling“, so nannte man angehende Turner, er-

rang er meist den 1. Preis. Er war auch der erste, der in unserer engeren Heimat ein Flugzeug konstruierte und zu bauen begann. Auf den Wiesen gegen Oberlangenu wurde ein Hangar errichtet. Bald war das Flugzeug fertig. Priesels eifrigster Helfer war Otto Schrimpl, der Sohn des Bürgermeisters. Wir Jungen aber pilgerten zum Hangar hinaus, das Flugzeug mit seinen vielen Verspannungen zu bewundern. Priesel wurde später Kampfflieger, kam dann als Flugzeugbauer in die Fabrikation und mußte neue Maschinentypen einfliegen. Bei einem Landeanflug kam er einem Baugerüst zu nahe und stürzte tödlich ab. Schrimpl errang als Kampfflieger im 1. Weltkrieg hohe Auszeichnungen. Im Luftkampf verwundet, verlor er die Kniescheibe eines Beines. Man sah ihn danach jedoch öfter durch die Straßen schreiten und es hieß, man habe ihm eine silberne Kniescheibe eingesetzt. Otto Schrimpl wurde nach dem Krieg noch ein preisgekrönter Skispringer. - Frau Luise Schrimpl schrieb mir jedoch, ihrem Manne sei keineswegs eine künstliche Kniescheibe einoperiert worden. Er hatte vielmehr in dem verletzten Bein überhaupt keine Kniescheibe mehr, Professor Böhler aus Wien konnte die Sehnen von Ober- und Unterschenkel so meisterhaft verbinden, daß Schrimpl danach wieder an leichtathletischen Wettkämpfen teilnehmen konnte. Als Skifahrer erzielte er 1924 bei einem FIS-Rennen den 3. Rang. - Dieser untadelige Mann fand gegen Ende des 2. Weltkrieges in Norddeutschland den Tod. Er war dort bei einer Erprobungsstelle der Luftwaffe eingesetzt.



2. Aus meiner Schulzeit

Nun war es so weit. Ich wurde eingeschult. In der 1. Klasse bekam ich den ganz ausgezeichneten Lehrer Ettelt, in der 2. den ebenso guten Lehrer Kühnel. In der 4. und 5. Klasse betreute uns der spätere Bürgermeister der Stadt, Lehrer Gustav Brath, vorbildlich. Die damaligen Lehrer waren viel tiefer in der Umwelt der Schüler verwurzelt als die heutigen Abgänger von Hochschulen.

Gegen Ende der Volksschulzeit geschah etwas, wodurch meinem Leben eine bisher ungeahnte Wendung gegeben werden sollte. Kaiser Franz Josef feierte 1908 das 60-jährige Regierungsjubiläum. Ihm zu Ehren und mit kräftiger Unterstützung der Städtischen Sparkassa errichtete die Stadt Hohenelbe das Reform-Realgymnasium. Eröffnet wurde vorerst nur die 1. und 3. Klasse. Für die Aufnahmeprüfung beim Abgang aus der Volksschule gab es eigens für diesen Zweck erdachte „Frequentationszeugnisse“ mit Noten in Religion, Sprache und Rechnen. Der Prüfung stand der erste Direktor der neuen Anstalt, Regierungsrat Franz Wiedemann, vor. Da aber der Schulbau Anfang September 1909 noch nicht vollendet war, wurden wir zunächst im Augustinerkloster unterrichtet. Im November hielten wir Einzug in das neue Gymnasium.



Das Gymnasium zu Hohenelbe im Jahr 1910

Vieles war ungewohnt. Nun saßen plötzlich Mädchen in der Klasse. Bisher hatte man eine „Koedukation“ streng vermieden. Die getrennte Erziehung war aber wohl ein Mißgriff gewesen, denn nun litt unsere Konzentrationsfähigkeit die erste Zeit schwer. Wir verliebten uns prompt und heftig. Und das mit 11 Jahren! Es dauerte recht lang, bis wir unser seelisches Gleichgewicht wiederfanden.

Lehrpläne und Lehrbücher waren sehr stark auf Patriotismus ausgerichtet. Es wimmelte von Sätzen wie „Süß ist der Tod fürs Vaterland“. Einer der ersten Sätze, die ich aus dem Lateinischen übertragen mußte, lautete: „Signiferi est, signum in bello servare.“ Noch eine Generation später sang man dann: „Die Fahne ist mehr als der Tod“.

Der Geschichtsunterricht war stark auf Jahreszahlen und Schlachten begrenzt. Später lehrte uns das Leben erschreckend deutlich den Zusammenhang von Schlacht und schlachten. Damals aber hörten wir mit Begeisterung von den großen Schlachten der Weltgeschichte. Von um-

wälzenden Erfindungen und Entdeckungen war am Rande die Rede. Wieviel Zeit mußte ich allein darauf verwenden, mir die Ahnentafel des Kaiserhauses einzuprägen! Bis zur Gegenwart kamen wir nicht. Dafür wußten wir über die punischen Kriege bestens Bescheid. Es war die Zeit, in der wir begeistert sangen: „Österreich wird ewig stehn.“ War es ein Anzeichen kommender Ereignisse, wenn hinter vorgehaltener Hand geflüstert wurde: „Auf dem Throne sitzt ein Greis, der sich nicht zu helfen weiß.“?



Auf dem Weg zur Schule sahen wir den vereinzelt Automobilen nach. Eine Sensation war ein Propellerschlitten des Flugpioniers aus Trautenau, Igo Etrich. Einer seiner Mitarbeiter war Ingenieur Wels. Dem bin ich später begegnet, und er mußte herzlich lachen, als ich ihm erzählte, wie ich die Bekanntschaft mit diesem Vehikel machte, das im Winter auf ebener Bahn recht schnell über den Schnee fuhr. Der Propeller steckte in einem aus Draht gefertigten Korb hinten auf dem Schlitten. Wir Kinder hatten genau beobachtet, an welchen Steigungen das Gefährt zum Stehen kam. Dort mußten wir wacker anschieben und erhielten dafür ein reichliches Trinkgeld.

Ein spektakuläres Ereignis während meiner Schulzeit war die Wiederkehr des Halley'schen Kometen. Ich war zwar enttäuscht, daß ich am nächtlichen Himmel erst nach langem Suchen ein kometähnliches Gestirn entdeckte, aber es hieß, die Erde werde den Schweif des Kometen passieren. Es entstand bei vielen eine Weltuntergangsstimmung. Gauner boten Platzkarten in den Himmel an, konnte man lesen, und Leichtgläubige veräußerten dazu ihre Habe, um sich mit dem Erlös im Jenseits einzukaufen.

Ins Freie ging man seinerzeit grundsätzlich nicht ohne Kopfbedeckung. Wir Schulkinder trugen eine Mütze, für Erwachsene galt das in noch höherem Maße. Nicht erst wegen des Kometen! Als Erster wagte es der Zeichenprofessor Osbytsch, gegen dieses Tabu anzugehen. Er erregte damit solches Aufsehen, daß ihm die Kinder nachliefen. Aber seinem Beispiel folgten andere. Bald gingen auch wir barhäuptig zur Schule. Osbytsch war eigentlich Bildhauer.

Höhepunkt des Jahres war für die Kinder das Fronleichnamfest. Frühmorgens schon rissen uns Böllerschüsse aus dem Bett, und wir fanden bis Mittag keine Ruhe mehr. In Hohenelbe wurde sogar zweimal gefeiert: donnerstags für die Dekanalkirche und am folgenden Sonntag vom Augustinerkloster aus. Diese Feier war noch eindrucksvoller als die am Donnerstag, denn nun - am arbeitsfreien Tag - strömten auch die Bewohner aus der Umgebung in die Stadt. Hier waren die Lauben mit Grün geschmückt, Altäre waren aufgestellt. Wir Kinder nahmen in Begleitung der Lehrer teil.

Die Mädchen mit Blüten im Haar und in Körbchen waren lieblich anzuschauen. Die Vereine rückten aus und die Musikzüge spielten Märsche. Alle Menschen im Zuge überragte weit der Graf Czernin. Wie lang dieser Mann war, wird aus dem Folgenden deutlich: Meine Mutter konnte in der von ihr geführten Trafik die vom Grafen gewünschten Zigarren nur mit Hilfe eines dreistufigen Treppchens erreichen. Meist kam ihr dabei der Graf zuvor, indem er über die Theke und die Trafikinhaberin hinweg ins Regal langte, und schon lagen die Zigarren auf dem Ladentisch. Später sah ich einmal die Särge der verstorbenen Herrschaft im gräflichen Mausoleum. Für e i n e n Sarg war das Postament zu kurz. Ich wußte, wessen Überreste er barg.

Bei den heiligen Handlungen an den Altären krachten vom Stadtpark her Böllerschüsse. Die Augen der Kinder aber hingen dabei an dem Mann auf der hohen Feuerwehroleiter, der das Signal zum Abfeuern der Böller gab. Besonders imponierend waren in der Prozession die großen Zunftfahnen, auf fünf Stangen getragen. Als die Fahnen später wegen ihrer Höhe nicht mehr mitgenommen werden konnten, verloren die Festzüge viel von ihrem Prunk. Das war der Fall, als die am Straßenrand stehenden Bogenlampen gegen Wechselstromlampen ausgetauscht wurden, die über der Straße an dicken Drähten befestigt waren. Unter denen konnte man mit den hohen Fahnen nicht mehr hindurchmarschieren.

Auch aus anderen Anlässen zu feiern, verstand man in Hohenelbe. Es gab Feste der Turner, des Kulturverbandes, des Bundes der Deutschen in Böhmen, des Sängerbundes u. a. Ein vaterländisches Fest war das im Jahre 1913 zum Gedenken der Völkerschlacht bei Leipzig (1813). Ein gewaltiger Festzug bewegte sich durch die Stadt und zeigte Bilder aus den Freiheitskriegen. Darstellerin der Germania war die dafür wie geschaffene Tochter des Schedifka Tischlers. Die Figur des Theodor Körner verkörperte der Bankkassier Leopold Stoczek. Im Schützenhaus gab es eine großartige Feier, bei der mein Mitschüler Rudolf Lorenz das Gedicht aufsagte, das mit den Versen beginnt:

Frisch auf mein Volk, die Flammenzeichen rauchen,
 Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
 Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen.
 Die Saat ist reif, ihr Schnitter, zaudert nicht!

Wir waren ergriffen. Damals. Drei Jahre später hing ein Triptychon aus den Freiheitskriegen, umrahmt von den Worten dieses Poems, in der Aula des Hoheneiber Gymnasiums. Darauf die jungen Kriegsteilnehmer, Schüler dieser Anstalt, darunter auch mein Name.

Heute, nach 60 Jahren, hat das für mich einen anderen Klang. Wer denkt

heute noch an die Schlacht bei Leipzig? Ihr Erinnerungswert ist verblaßt, ihre Symbolkraft stößt ins Leere. Vieles erleidet im Laufe der Zeit dasselbe Schicksal. Wie hätte zum Beispiel die Geschichte unserer Heimat verlaufen können, hätte Friedrich der Große nicht durch die Okkupation Schlesiens das damals österreichische Deutschtum jenseits des Gebirges so entscheidend geschwächt? So manches hat sich ins Gegenteil dessen gewandelt, was ursprünglich beabsichtigt war.



Zurück zur Feier von 1913: Im Schützenhaus führten Gymnasiasten ein patriotisches Stück auf, dessen Held Josef Heidrich auf der Bühne den Tod erlitt. Er konnte noch mit ersterbender Stimme flüstern: „Nie hätte ich gedacht, den süßen Tod fürs Vaterland einmal selbst erleiden zu müssen.“ Es war unser unvergeßlicher Hans Möhwald aus Hackelsdorf, der diese Worte zu sprechen hatte. Er starb wenige Jahre danach auch wirklich den Tod fürs Vaterland.

Daß wir Jungen so begeistert für das Turnen waren, lag am Turnverein, dem „Deutschvölkischen Turnverein Hohenebel“ unter dem Dach des deutschen Turnverbandes. Es gab in diesen Jahren in Österreich und in Deutschland kein Verbandsturnfest oder allgemeines Turnfest, von dem nicht ein Hohenebler als Sieger heimkehrte, und der hieß gewöhnlich Wendelin Möhwald. Neben ihm müssen auch die Turnwarte Wenzel Adolf und sein Bruder Franz Adolf lobend genannt werden. Die Bergturnfeste auf der Wiesenbaude, bei denen wir uns nach dem Krieg in friedlichem Wettkampf mit den Turnern aus dem Altreich maßen, gingen auf die Initiative des Turnlehrers Rudolf Schwanda und eben diesen Wendelin Möhwald zurück. Später, 1924, war dann der absolute Höhepunkt solcher Veranstaltungen das Gauturnfest auf den Ehinger-Wiesen in Hohenebel. Schwanda, ursprünglich Volksschullehrer, gehörte als Turnprofessor zu den ersten Lehrern des 1909 neu eröffneten Gymnasiums, zusammen mit Professoren wie Klitzner, Dewald und Fischer.



Der Deutsche Turnverband mit seinen Vereinen und Gruppen war eine unvergleichlich gute Schule der deutschvölkischen Jugenderziehung. Für die Tschechen hatte der „Sokol“ (zu deutsch Falke) als Zusammenschluß der nationaltschechischen Turner ungefähr die gleiche Be-

deutung. Wie einfach und schlicht war doch unsere graue Lodenkluft! Wie aufwändig und farbenreich dagegen die Uniform des Sokol! Wer den Sokol und dessen überragende Bedeutung für das völkische Leben der Tschechen gekannt hat, konnte sich nach dem 2. Weltkrieg nicht genug wundern, wie sang- und klanglos diese einst so starke und einflußreiche Organisation 1948 von den kommunistischen Machthabern an die Wand gedrückt wurde.

Feindseligkeiten von tschechischer Seite gegenüber unseren deutschen Turnern gab es im neuen čsl. Staat gleich nach 1918. Auf der Fahrt zum 1. Verbandsturnfest in Saaz wurde ihr Sonderzug in Wiesa bei Oberleutensdorf von tschechischem Mob überfallen. Die Turner wurden aus den Wagen gezerrt und mißhandelt. Dabei kamen unsere Hoheneiber glimpflich davon. Sie konnten mit der Fahnenstange das Öffnen der Waggontür verhindern. Das alles konnte nur geschehen, weil tschechisches Bahnpersonal den Zug auf ein Abstellgleis geleitet hatte. Eine amtliche Untersuchung ergab keine Hinweise, die zur Bestrafung der Täter hätte führen können. Natürlich! Der Vorfall erregte aber sogar international Interesse. Eine italienische Illustrierte zeigte Bilder mit verummten Gestalten beim Überfall auf diesen Eisenbahnzug.

Die Hoheneiber Turner waren auch in den umliegenden Ortschaften häufig zu Gast, wenn dort ein besonderer Anlaß war, z. Bsp. ein Ortsfest oder eine Kirmes. In früheren Zeiten, so bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, hatte es übers Jahr und übers Land verteilt, immer irgend eine Kirmes, also ein Kirchenfest, gegeben, das die junge Landbevölkerung anzog. Dadurch blieben oft dringende Erntearbeiten unerledigt. Kaiser Josef II., sehr auf ökonomische Verbesserung bedacht, machte diesem Übelstand ein Ende, indem er festlegte: Die Kirmes wird erst nach der Einbringung der Ernte gefeiert. Daher die Bezeichnung „Kaiserkirmes“ für das herbstliche Kirchenfest. Bei solchen Kirmesfeiern kam es oft zu schweren Schlägereien. Es ist vor allem dem Turnverband zu verdanken, daß das allmählich aufhörte. Die Kampfhähne fanden nun Gelegenheit, sich mit Altersgenossen und Rivalen beim turnerischen Wettkampf zu messen. Hier konnten sie ihre überschüssigen Kräfte auf friedvolle Weise einsetzen.

Das musikalische Leben erreichte in Hoheneibe ein beachtliches Ni-

veau, hauptsächlich getragen von der Musikvereinigung Lyra. Der Dirigent war jahrelang Josef Renner aus Oberhohenelbe, ein Vollblutmusikant im wahrsten Sinne des Wortes, der auch das Geigenspiel virtuos beherrschte. Heute macht man sich keinen Begriff davon, was für Menschen von damals ein Konzert bedeutete. Wohl gab es schon vereinzelt Grammophone zum Aufziehen, mit riesigen Trichtern, aus denen war jedoch mehr ein Gekreische als Musik zu hören. Da war ein Militärkonzert schon etwas anderes!

Vor dem 1. Weltkrieg fanden im Riesengebirge große Manöver statt. Zuerst kamen die Quartiermacher in die Stadt. Sie schrieben mit Kreide an die Türen der Häuser, wer darin Quartier zu beziehen hatte. Die Offiziere wurden in den Häusern der Honoratioren untergebracht. Die Kinder spielten wochenlang Soldaten, und die Mädchen sangen mit Begeisterung:

Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren,
Öffnen die Mädchen die Fenster und die Türen.
Ei warum, ei daaram, ei bloß wegen dem Dschinderassa Bumm.

Die Militärkapelle gab Platzkonzerte neben dem Rathaus und brachte damit halb Hohenelbe auf die Beine. Zum Abschluß der Manöver gab es dann im Schützenhaus einen großen Manöverball, bei dem dieselbe Kapelle zum Tanz aufspielte. Ja, österreichische Militärkapellen waren berühmt, weltberühmt. In Hohenelbe war dieser Ball das Ereignis der Saison. Noch viele Jahrzehnte später erzählten mir Großmütter mit Begeisterung, wie sie sich damals austanzen konnten. Sie erzählten mit glänzenden Augen, mit verklärten Zügen und einem Lächeln auf den Lippen. Sie schienen mir plötzlich jugendlich frisch wie sie damals wohl waren als lebenslustige Backfischlein.

Dank sind wir ehemaligen Gymnasiasten Herrn Professor Kassekert schuldig, der das Schülerorchester einrichtete. Auch Professor Zwack machte sich um die Musik an unserer Schule verdient. Im Chor wirkte auch ich mit, erst (als) Obligat (das ist eine selbständig geführte Begleitstimme), und dann als Baß. Der Krieg setzte dem leider ein rasches Ende.



Die Talsperre nach einem Hochwasser i. J. 2006

Die Elbetalsperre in Krausebauden war damals schon fertig geplant. Der Baubeginn stand kurz bevor. Das Projekt war notwendig, weil immer wieder verheerende Hochwasser weite Gebiete an der Elbe verwüstet hatten, zuletzt in den 80er und 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts. In Hoheneelbe liefen wir, wenn Hochwasser war, zur Elbe,

um das grandiose Schauspiel zu bestaunen. An das Ufergeländer gelehnt, starrten wir in die reißenden Fluten, bis wir davon schwindlig waren und es uns schien, als stünde die Strömung still, während es uns in beachtlichem Tempo flußaufwärts zöge. Mit Schauern hörten wir das dumpfe Rollen und Zusammenprallen der Elbkugeln, die von dem tosenden Wasser die Elbe abwärts bewegt wurden. Ja, davon konnte einen Schwindel befallen! Zu Beginn der 30er Jahre ging es möglicherweise einem Chauffeur so. Ein Postbus fuhr, immer an der reißenden Elbe entlang, in Richtung Spindelmühle. Wie mit magischer Kraft mögen die Flutwellen den Fahrer angezogen haben, die Fahrspur jedenfalls zeigte, wie das Fahrzeug sich mehr und mehr der Elbe näherte, bis es in den Fluß stürzte. Über 30 Menschen ertranken damals.

Ein andermal fuhr ein Lkw aus Spindelmühle auf ähnlich rätselhafte Weise in die Hochwasser führende Elbe. Die reißende Strömung nahm den schweren Wagen wie ein Spielzeug mit. Man sah den Fahrer noch kurze Zeit am Steuer den Fluß abwärts treiben. Das waren und blieben die jährlichen Hochwasser, auch nach der Fertigstellung der Talsperre. Aber zu so verheerenden Folgen wie noch vor der Jahrhundertwende kam es seitdem nicht mehr.

Als die mächtige Staumauer fertig war, wurden mehrere Häuser überflutet, die an der alten Straße standen. An ihnen vorbei war ich noch durch ein liebliches Tal gewandert. Gebaut wurde die Talsperre vorwiegend mit italienischen Bauarbeitern aus dem damals österreichischen Südtirol. So manches dunkelhaarige Kind gab später Zeugnis ab von der seinerzeitigen Anwesenheit der Italiener. Als wir im Jahre 1917 beim Vormarsch durch ein italienisches Dorf marschierten, sprach mich, den österreichischen Soldaten, während einer Rast eine junge Frau an. In unverfälschtem Riesengebirglerdialekt. Sie war nach dem Talsperrebau einem Manne nach Südtirol gefolgt und war nun überglücklich, wieder einmal die vertraute Sprache zu hören. Ihren Mann lobte sie, aber schwer litt sie an Heimweh.

In die Talsperrewand war ein riesiger Doppeladler, das k.u.k. Wappentier, eingehauen. Den ließen die Tschechen nach dem Krieg, bar

jeder Achtung vor dem geschichtlich Gewordenen, abmeißeln. An der Stelle schlugen sie die Buchstaben ČSR ein. Nur die Jahreszahl 1914 blieb unangetastet.

War die Elbe friedlich, bot sie und ihre Fabrikgräben in Hoheneibe einige Stellen zum Baden und Schwimmen. Besonders beliebt war an der Grenze zu Oberhoheneibe „das lange Grab“ mit seinem „Strudel“. Dann aber auch das weiter flußabwärts gelegene Ettel-Wehr. Generationen von Hoheneibern haben dort das Schwimmen gelernt. Auch an den übrigen Wehren (die das Wasser zur Ableitung in die Fabrikgräben aufstauten) wurde gebadet. Ein beliebter Tummelplatz war „das Kastl“ beim Schlachtwehr. Dieses Wehr trug seinen Namen nach dem alten Schlachthaus, das bei der Schlachtbrücke stand, ehe der moderne städtische Schlachthof an der Langenauerstraße gebaut wurde.

Schon vor dem 1. Weltkrieg spielte man auf dem Sportplatz beim „Leimtiegel“, der dem Tischlermeister Schedifka gehörte, Fußball. Vordem, zur Zeit der Hochräder, diente dieses Grundstück als Radrennbahn. Bei der Einebnung zum Ballspielplatz stieß man auf eine riesige Elbkugel. Sie zu sprengen, ging nicht an, sie herauszuheben war mit den vorhandenen Mitteln nicht möglich. Also wurde sie durch mühsames Untergraben Zoll für Zoll abgesenkt.

Als dann später, es war bald nach Kriegsende, der Deutsche Sportclub Hoheneibe ins Leben gerufen war (Gründungsmitglieder u. a. Karl Donth, Dr. Gottlieb, Bernhard Schick) erzielte die Fußballmannschaft des Klubs beachtliche Erfolge. Einige Jahre spielte sie in der höchsten sudetendeutschen Spielklasse.

Auch die Riege der Schwerathleten erwarb sich großes Ansehen. Hoheneiber Boxer und Ringer maßen sich mit denen namhafter Vereine. Ferdinand Meißner war in seiner Klasse Meistersieger. Obzwar selbst kein Schwergewichtler, wurde er als Soldat Meister im Schwergewicht in der tschechoslowakischen Armee. Dafür erhielt er vom Verteidigungsminister Udrzal eine goldene Uhr.



Einige der Schwerathleten. Stehend in der Mitte Ferdi Meißner & Oskar Kober

Auch das später an den Sportplatz angrenzende Schwimmbad war dem Sportclub Hoheneibe zu verdanken. 1924 wurde es eröffnet. Erster Kassier am Eingang war niemand anderer als unser Dr. Peter. All das konnte nur geschaffen werden, indem die Sportler selber fleißig mit Hand anlegten.

3. Kriegsjahre

Das Weltgeschehen fand bei uns Schulkindern durchaus Beachtung. So galt in frühen Jahren unsere Sympathie den tapferen Buren in Südafrika, die in ihrem verzweifelten Kampf gegen die Engländer schließlich unterlegen waren (1902).

Von Krieg in Europa war nicht etwa erst 1914 die Rede. Da waren die Balkankriege, in denen die dort lebenden Völker um ihre Befreiung von der Türkenherrschaft kämpften und sich danach gegenseitig bekriegten. Damals entwichen viele türkische Verbände über die

Grenze nach Österreich-Ungarn, um sich dort internieren zu lassen. Ein solches Kontingent kam auch nach Reichenberg. Von den Türken schauten wir uns die Wickelgamaschen ab. Sie waren bald „der letzte Schrei“ und wurden auch in der k. u. k. Armee eingeführt. Es gab deutliche Anzeichen einer ernsten Krise. Schon als Österreich im Jahre 1908 die Länder Bosnien und Herzegowina (seit 1878 unter österreichischer Verwaltung) annektierte, war die Lunte für den Weltkrieg gelegt. Der greise Kaiser war glücklich, aber blind für die Gefahr, in die er damit sein Reich gebracht hatte. Diese Länder, und auch Galizien, waren mehr eine Last als ein Gewinn für die Monarchie. Sie waren wirtschaftlich wenig entwickelt, die Bevölkerung war mehrheitlich arm. Nicht nur Slowaken und unter ungarischer Herrschaft stehende Kroaten kamen zu uns mit ihren Bauchläden und Wägelchen. Auch aus den deutschen Sprachinseln SO-Europas, z. Bsp. Gottsche bei Laibach (Ljubljana), kamen Hausierer, oft im Winter, um sich bei uns etwas zu verdienen. Auf frühere Kroaten geht übrigens die bei uns für eine Halsbinde üblich gewordene Bezeichnung „Krawatte“ zurück. Viele unserer jungen Männer, darunter auch mein Vater, hatten in Bosnien oder in der Herzegowina gedient. Die Bosniaken selbst trugen auch als Soldaten der österreichischen Armee den Fez, der in der Türkei vor Kemal Atatürk die übliche Kopfbedeckung der Männer war. Mein Schulfreund Hans Wend, als Leutnant einem bosnischen Regiment zugeteilt, kam während des Krieges mit so einem Fez auf Urlaub.

Noch wähten wir uns jedoch im Frieden. Gerade noch übten wir für ein Schlagballspiel gegen das Nachbargymnasium in Arnau. Aber dazu sollte es nicht mehr kommen. Die Schreckensnachricht von der Ermordung des Thronfolgers Franz Ferdinand und seiner Gattin durchheulte die Lande. Und eines Tages war das Unglück da, es gab Krieg. Wir lagen in tiefem Schlaf, als jemand an unsere Haustür pochte. Unten stand das Auto des Fabrikanten Löwit. Mein Vater mußte als Vertrauensmann des Bezirkshauptmanns einsteigen, und ab ging es in sausender Fahrt von Gemeinde zu Gemeinde. Als die Leute ahnungslos erwachten, da hingen an allen Anschlagtafeln schon die Mobilmachungen.

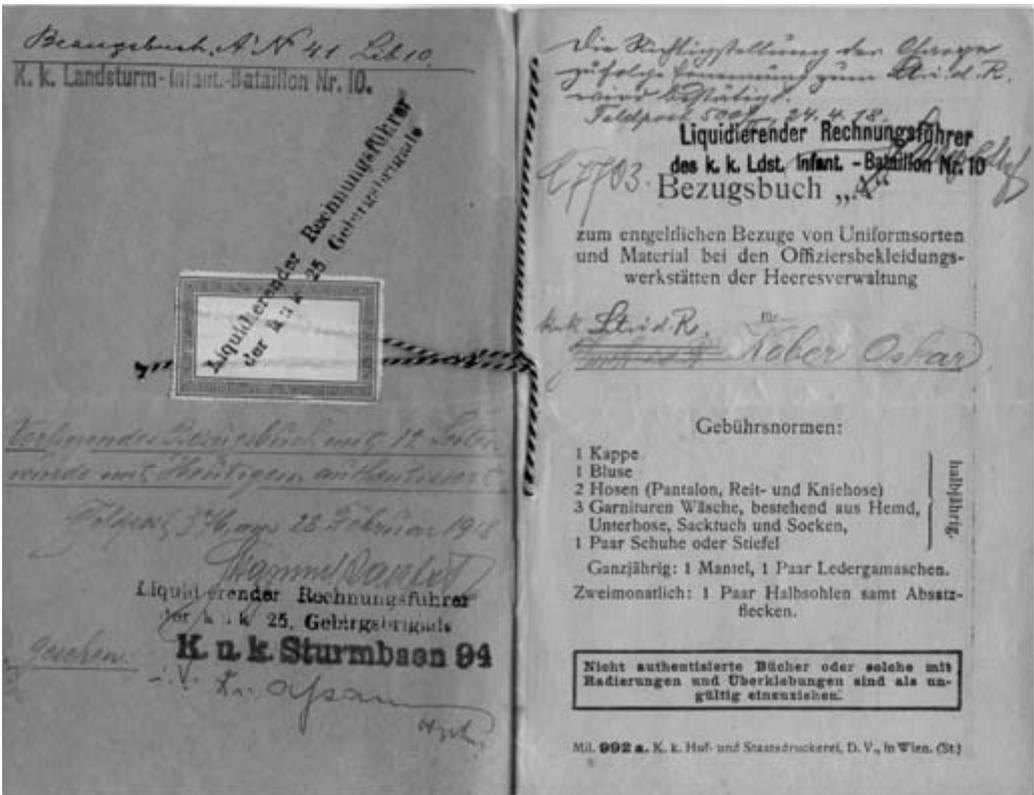
Ich war zu Beginn des Krieges 16 Jahre alt und hätte mir nicht träumen lassen, daß ich dereinst als Leutnant der Reserve aus diesem Krieg

heimkehren würde. Man wollte ja im Herbst wieder zu Hause sein. Die Siegeszuversicht war groß, der Patriotismus nicht minder, und viele eilten freiwillig zu den Fahnen.

Eines Tages hieß es, von Frankreich nach Rußland sei ein großer Geldtransport unterwegs, der abgefangen werden müsse. Dazu waren die Bürger aufgerufen. Auch ich kontrollierte, mit einem Schießprügel bewaffnet, harmlose Frauen, die mit Kinderwagen nach Langenau fuhren. Die vereinzelt Automobile wurden angehalten und durchsucht. In dem hölzernen Pavillon, der einmal auf der Gewerbeausstellung gestanden hatte und nun schon lange auf dem Stadtpark als Restaurant diente, in diesem Haus befand sich das Hauptquartier der Bürgerwehr unter dem Oberkommando des Fabrikanten Willy Jerie. Der kam bei Tag oder bei Nacht hoch zu Roß angeritten, seine Mannen zu inspizieren. Das Ganze wurde zur Groteske, und bald schloß der Rummel von selbst ein. War das vielleicht nur als Test gedacht, wie sich das Volk verhalten würde, wenn ... ?

Doch bald zeigte sich der Ernst der Lage. Die ersten Verlustlisten trugen viel Trauer in so manches Haus. In Jitschin, wohin die meisten Hoheneiber einrücken mußten, gab es rührende Abschiedsszenen und bittere Tränen. Auch für die Schulen waren die Folgen schlimm. Viele Lehrer rückten ein, der Unterricht wurde gekürzt. Die Schüler der Oktava legten Notmatura ab. 1915 rückte der Jahrgang 1897 ein und im Mai 1916 war auch ich an der Reihe. Man teilte mich einer Grazer Truppe zu. So verlor ich den Kontakt zu den Hoheneibern. Ich kämpfte an der italienischen Front, davon lange Zeit bei einem Sturm-bataillon. Allmählich merkte ich, daß an einen entscheidenden Sieg nicht zu denken war. Dieser Eindruck verstärkte sich noch, wenn ich auf Urlaub war und sah, wie daheim Hunger und Not immer weiter an Boden gewannen.

Im Februar 1918 traf ich auf Urlaub den ehemaligen Turner und Dach-decker Rudolf Möhwald aus Oberhoheneibe. Wir gingen miteinander in tiefem Schnee die Heidebach aufwärts gegen Töpferbauden. Da löste sich ein Stapel Langholz, und die Baumstämme drohten uns zu überrollen. Möhwald, der vor mir ging, entging nur knapp einem



Unglück. Er meinte: „So kann man fern der Front auch ums Leben kommen.“ 14 Tage später, wieder im Einsatz in Italien und unterwegs nach Caldonazzo, kam uns das Regiment 121 entgegen, eine Einheit, der auch ein Bataillon unseres Heimatregiments 74 angegliedert war. Aus der Truppe löste sich zuerst ein Feldweibel. Es war Rudolf Möhwald. Unsere Überraschung war groß, die Freude über das unverhoffte Wiedersehen nicht minder.

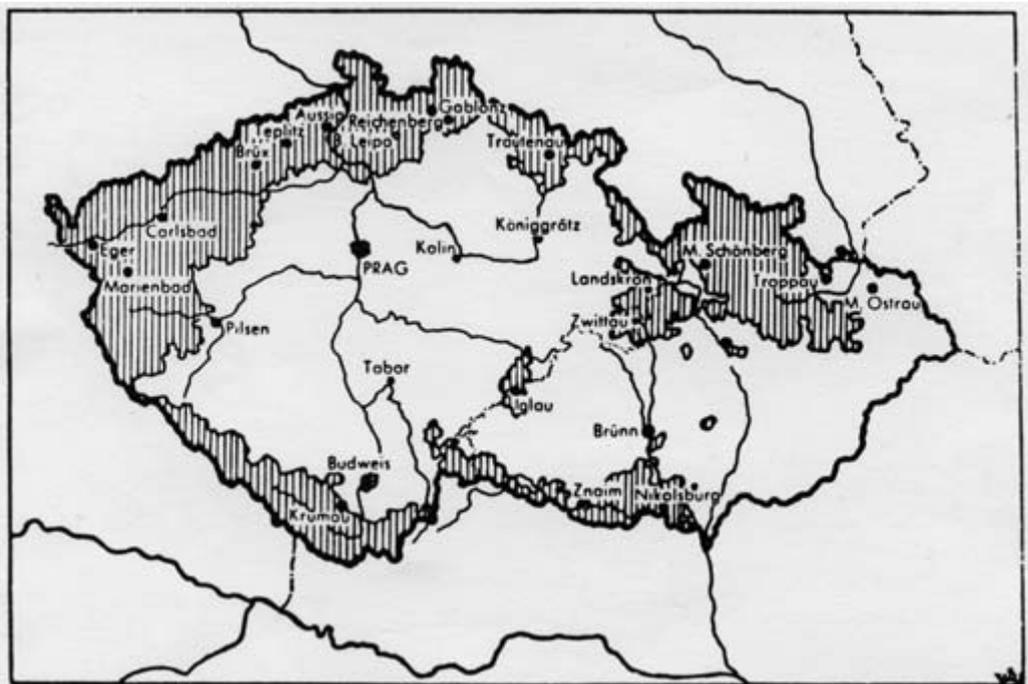
<h2>Rudolf Möhwald</h2> <p>Dachdeckermeister Oberhofeneube</p>	<p>Fernsprecher 119</p> <hr/> <p>Alle Dachdeckungen — Asfalt- pflasterungen — Isolierungen</p>
--	--

Kaiser Franz Josef starb im November 1916. Ich war gerade auf Studienurlaub, um die Notmatura abzulegen. Mit dem Tod des Kaisers riß die letzte Klammer, die das Habsburgerreich noch zusammenhalten konnte. Zwei Jahre später neigte sich der Krieg dem bitteren Ende zu.

4. In der neuen Republik

Beim Zusammenbruch 1918 befand ich mich gerade wieder auf Studienurlaub, diesmal in Prag. So erlebte ich den Umsturz in der Landeshauptstadt. Zuerst berauschte sich der Volkszorn an deutschen Aufschriften. Tafeln wurden zertreten und verbrannt. Vom Balkon des „Hotel Gans“ sprachen namhafte Vertreter der tschechischen Emigration zur versammelten Volksmenge. Ich wurde sogar Zeuge des Einzugs von T. G. Masaryk, des ersten Präsidenten der neuen tschechoslowakischen Republik.

Eines Tages saß ich im deutschen Ständetheater. Es sollte ein Stück mit dem Titel „Die blaue Maus“ gespielt werden. Plötzlich rief ein Schauspieler vor dem noch geschlossenen Vorhang etwas ins Publikum, was ich, weil ganz oben im letzten Rang, nicht verstehen konnte.



Die mehrheitlich v. Deutschen bewohnten Randgebiete v. Böhmen und Mähren

Wir mußten das Theater räumen. Draußen erst merkte ich, was sich da abspielte. Vor dem Theater drängte der Mob mit drohenden Gebärden

und großem Geschrei, bereit, das Theater zu stürmen. Zu Ehren der tschechischen Soldaten sei gesagt, daß sie das Ärgste verhinderten. Als der von ihnen gebildete Kordon einmal nachgab, gelang es mir, durch eine Seitengasse zu entkommen. Das wäre die letzte Vorstellung in diesem Theater gewesen. Sie fand nicht mehr statt. Brutal ging man damals schon vor, aber zu Ausschreitungen und Grausamkeiten wie 1945 kam es in Prag nicht.

Wir Deutschen waren nicht ohne jede Hoffnung, was den neuen Staat betraf, hatte doch Masaryk versprochen, die ČSR zu einer Art Schweiz zu machen. Aber schon die erste Volkszählung ließ keinen Zweifel daran, wie man die Minderheiten behandeln wollte. Gezählt wurde man, wo man sich am Wahltag zur Mitternacht aufhielt. Da luden die Tschechen ihre ganze Sippschaft ein. Militär wurde eigens nach Hoheneibe verlegt. Nach Einbruch der Dunkelheit bewegte sich ein düsterer Zug zum Gefängnis. Sträflinge aus Karthaus, jenem berühmten Zuchthaus, wurde extra nach Hoheneibe überführt. Nach der Zählung verschwanden sie wieder. 20 Prozent Anteil der Tschechen an der Bevölkerung vorwiegend deutscher Orte entschied nämlich schon darüber, daß alle Straßenschilder und amtlichen Bezeichnungen zuerst in Tschechisch, dann in Deutsch lauten mußten.

Aus den Folgejahren seien einige Ereignisse festgehalten: 1923 wurden wir ins Schützenhaus geladen. Hier sollten wir Zeugen der ersten Rundfunksendung werden. Auf der Bühne stand ein Gerät mit einer großen Rahmenantenne. Ein Techniker bemühte sich daran um Empfang. Es quietschte, brummte, grunzte und piffte lange Zeit aus dem Kasten zum Steinerweichen. Plötzlich hörte man den Sprecher aus Breslau oder Königswusterhausen, und eine Sängerin sang das Riesengebirgslied „Blaue Berge, grüne Täler“. Jetzt waren wir tief beeindruckt. Bald sah man viele Hochantennen in unserer Stadt, und daheim um den Tisch herum saßen die Familienmitglieder mit Kopfhörern und lauschten.

Als große Sensation war das Auftreten des Wahrsagers Hanussen angekündigt worden. Ein ausverkaufter Schützenhaussaal garantierte dem Veranstalter eine stattliche Einnahme. Vorher hatte sich die Presse überschlagen mit Lobeshymnen auf dieses große Phänomen. Wäh-

renddessen hatte Hanussen schon seine Späher und Lauscher in die Stadt und die Umgebung vorausgesandt, Auskünfte über alle Aufsehen erregenden Raub- und Mordfälle einzuholen. Als der Meister dann selbst vor dem Publikum erschien, gab es zuerst nur faulen Zauber. Er hypnotisierte einige Zuschauer. Auch ich stieg auf die Bühne, mußte aber schnell wieder abtreten, weil an mir seine Kinkerlitzchen scheiterten. Dann wurde der Saal dunkel. Hanussen saß in magischem Licht allein auf der Bühne. Er meditierte. Dabei sollte ihm ein sogenanntes Gomboli Dienste leisten, eine Schnur mit einigen daran aufgereihten Kugeln. Diese bewegte der Magier während seines „Trancezustands“ ständig in den Händen. Solche Gombolis konnte man nach der Vorstellung für viel Geld kaufen. Nun ging es an die Aufklärung rätselhafter Verbrechen. Fragen dazu hatte man schon zu Beginn der Vorstellung auf einem Zettel abgeben müssen. Die Auswahl, welche der vielen Anfragen beantwortet würden, behielt sich der große Hanussen vor. Der Schwindel war doch allzu durchsichtig. Hanussen setzte sich nach kurzer Abwesenheit wieder auf die Bühne und, verbrämt mit allerhand mysteriösem Gehabe, gab er dann stückweise Details zu gewissen Fällen preis, die seine Helfer vorher erfolgreich recherchiert hatten. Neue Erkenntnisse, die zu einer Aufklärung hätten beitragen können, waren nicht dabei.

In Bezug auf seine eigene Person muß Hanussens Wahrsagekunst wohl auch kläglich versagt haben. Er wurde nämlich eines Tages ermordet.

In dieser Zeit geschah es, daß eine Nonnenplage nie erlebten Ausmaßes unser Land heimsuchte. Die Straßenlaternen waren verfinstert von Nonnenschwärmen. Ich wollte in der beleuchteten Bahnstation in Harta meinen Zug erwarten, habe sie aber vor den Insekten fluchtartig wieder geräumt. Im Gebirge bot das rauhe Klima den Tieren einigermaßen Einhalt. Im Lande aber sind ihnen viele Hektar Waldes zum Opfer gefallen.

„Pröklad“

Bezirks-Schulsausschuß in Hoheneibe

2674

26. VI. 1930

Zahl:

Bezug: Qualifikation.

Herrn Oskar Kober,
Schf. Lehrer

in Pommendorf.

Die gemäß § 5 des zur Durchführung des Artikels IV. des Gesetzes Nr. 906/1920 erschienenen Erlasses des Ministeriums für Schulwesen und Volkskultur vom 31. Dezember 1930, Z. 40.897, beim Bezirksschulsausschusse errichtete Qualifikationskommission hat in ihrer Sitzung vom 25. VI. 1930 192 nach Anhörung des Antrages des Bezirksschulinspektors Ihre lehramtliche Tätigkeit beurteilt und Ihnen die Gesamtnote

sehr gut

zuerkannt.

192. D. - Reg. m. t. b.

Hievon werden Sie im Sinne des § 7, Abs. 1 des mit Ministerialerlasse mit dem Bemerkten verständigt, daß Ihnen das Recht zusteht, beim Bezirksschulsausschusse in die Qualifikationstabellen Einsicht und Abschrift von ihnen zu nehmen.

[Handwritten signature]



[Handwritten signature]

Anmerkung. In die Gesamtbewertung geringer als „befriedigend“, so kann der Lehrer binnen 14 Tagen, vom Tage der Bekanntmachung an gerechnet, im Amtswege seinen Rekurs an den Bezirksschulsausschuß einbringen (§ 7, Abs. 2 des mit Durchführungserlasse).

Die Zulassung für Oskar Kober als Lehrer im Hoheneiber Bezirk.

5. Meine schönste Zeit

Einen wichtigen Abschnitt meines Lebens brachte ich in Rennerbauden zu. Es war wohl die schönste Zeit. Ich wirkte dort als Oberlehrer von 1931 bis 1936.



Die Schulklasse 1932 Neben Lehrer Kober sitzt Thusnelda Müller-Fischer

Einen Tag vor Herbstbeginn 1931, es war ein Donnerstag und kurz vor meiner Verehelichung, da hatten wir ein herrlich warmes und sonniges Wetter. Als der Nachmittagsunterricht beendet war, ging ich nach Pommerndorf hinunter in das Haus meiner künftigen Schwiegereltern. In Niederschuhen und Strümpfen zog ich los. In der Nacht aber brach ein Unwetter noch nie erlebten Ausmaßes los. Es begann zu stürmen, zu toben. Nasser Schnee klatschte an die Fensterscheiben. Als ich am frühen Morgen wieder losziehen wollte, sah ich, daß draußen hoch der Schnee lag und mir stand ein sehr beschwerlicher Weg mit 450 Meter Höhenunterschied bevor. Man wollte mich nicht gehen lassen, ich aber wagte es nicht, daheim zu bleiben, weil doch der Freitag ein Schultag war, und ein Kind könnte sich bis zur Schule durchgekämpft haben und fände sie dann verschlossen. Nein! Und so mühte ich mich in meinen

Niederschuhem und Strümpfen bis zum Keilbach durch. Nun aber kam erst der schwerste Teil des Aufstiegs durch den Lahrbusch. Der Sturm riß Bäume um oder knickte sie. Ich hatte in dem Schneetreiben nur eine beschränkte Sicht und mußte oft weit in den Wald ausweichen, denn über dem Weg lagen entwurzelte Bäume. Ich keuchte den steilen Berg hinan, wollte ich doch vor Schulbeginn an der Schule sein. In Lahrbauden riß mich der Sturm beinahe um, den Weg erkannte ich nur schemenhaft, kam immer wieder von ihm ab. Der Versuchung, in einem Hause Schutz zu suchen, widerstand ich und hatte schließlich auch den Weg nach Vorderrennerbauden geschafft. Um ½ 8 stand ich vor meiner Schule. Kein Kind war da.



Der Bräutigam Oskar Kober 1931

Von Tür und Fenstern war nichts zu sehen. Mühsam mit bloßen Händen entfernte ich den Schnee, gelangte ins Klassenzimmer, machte Feuer im Ofen. Kein Kind kam. Nun erst wagte ich, nach meinem Gesicht zu tasten. Welch ein Schreck! Meine Oberlippe war dick angeschwollen, als läge ein dicker Finger darüber. Und morgen soll mein Hochzeitstag sein! Mittags ließ der Sturm nach. Ich konnte durch den tiefen Schnee bis zum Ski-Renner waten, wo ich ein kräftiges Mittagessen zu bekommen hoffte. Als Frau Renner meine entstellte Lippe sah, brachte sie mir ein Säckchen mit aufgewärmten Leinsamen. Das hatte ich, ständig wieder neu erwärmt, auf die Lippe zu legen, den ganzen Tag. Das tat ich, auch die folgende Nacht. Und oh Wunder! Die Geschwulst war zur rechten Zeit wieder verschwunden.

Das war mein zünftiger Einstand in den Rennerbauden beim Ski-Renner. Solche Schneestürme sollten mir noch durch Jahre zu schaffen machen.

Die Familie des Ski-Renners lernte ich in dieser Zeit besonders schätzen. Mit Wehmut denke ich an das wunderbar schmeckende Brot, das wir dort kaufen konnten. Habe nie mehr Brot von dieser Qualität bekommen. Das Mehl zum Brotbacken mußte mühsam aus dem Tal in die Berge geschleppt werden. Ich habe selbst gesehen, wie Ski-Renners Sohn Josef einen Zentnersack aus der Hammerlemühle nach Rennerbauden trug. Selbst Frauen muteten sich ähnliche Lasten zu. Drum war das Brot dort kostbar. Das frischgebackene legte man erst in eine Kiste mit trockenem Sand. Frisches Brot hätte zu gut geschmeckt, wäre zu schnell aufgegessen worden.

Renner hatte drei Söhne. Einer von ihnen, der Fritz, eine echte Frohnatur, wurde im 2. Weltkrieg Soldat. Ausgerechnet ich mußte in sein Elternhaus die Nachricht bringen, daß Fritz in einem Fluß in Rußland ertrunken ist. Der im Gebirge Aufgewachsene mochte wohl kein geübter Schwimmer gewesen sein. In relativ flachem Wasser auf einer Sandbank stehend zog ihm die Strömung plötzlich den Boden unter den Füßen weg und nahm den Ertrinkenden mit. Der Vater vernahm die Hiobsbotschaft. Er schüttelte den bärtigen Kopf, nahm die Sense vom Haken und ging auf die Lichtung, um in der Arbeit Trost zu suchen.



Das Schulhaus in Vorder-Rennerbauden



Osterferien. Lehrer Kober (v. d. Türe stehend) hat Gäste

In den hohen Lagen der Hinteren Rennerbauden – um 1200 m – gab es, wie mit dem Lineal gezogen, eine sichtbare Trennung des vom Menschen kultivierten und dem nicht bewirtschafteten Land. Auf letzterem wuchs anstelle saftigen Grases der sogenannte Wolf, eine graugrüne Grasart, die erst nach Jahren wieder gemäht werden konnte. Wiesen, einmal nicht mehr gepflegt, verwolften in kurzer Zeit wieder. Hut ab vor unseren Landsleuten, die immer wieder hoch hinauf, bis zur Wiesenbaude, stiegen, den Wolf dort zu mähen, und die dann ihre hoch beladenen Fuhrwerke auf den steilen, holprigen Wegen zu Tal lenkten. Wer, wie ich, fünf Jahre hoch oben im Gebirge gelebt hat, konnte sich einen wunderbaren Schatz von Erinnerungen sammeln. Allein die Blumen in diesen Höhen sind von intensiverer Farbenpracht als unten im Tale. Das große gelbe Gebirgsveilchen bedeckte die Wiese vor der Schule, dazwischen die blaue Glockenblume und das pomeranzenfarbene Habichtskraut. Die Ringamsel mit einem weißen Ring um den Hals lebt nur dort oben. Sie baut im Reisig niedriger Fichten ihr Nest. Täglich gingen wir Pilze sammeln, im Herbst Heidelbeeren ernten. Ja, ernten! Die Blätter waren von den Sträuchlein abgefallen, so konnten wir die dunklen Büsche leicht abkämmen. Im Herbst und auch im Winter lebten wir oft wochenlang im schönsten Sonnenschein, während wie ein unendliches Meer die Wolkendecke unter uns lag. Nur die hohen Berge ragten daraus hervor.



Die Keilbaude im Winter

Auch den Schnee in all seinen Formen und Auswirkungen konnten wir kennenlernen. Die Fichten boten im Winter meist einen bizarren Anblick. Bei uns auf der Südseite des Gebirgskammes fiel Schnee oft in unvorstellbaren Massen. Alljährlich mußte man die Wege für die Winterzeit kenntlich machen. 4 Meter hohe Stangen steckte man in den Boden. Selbst die reichten oftmals nicht. Von hohen Bäumen sah man nur noch die Wipfel. Ein Haus konnte vom Sturm blank geweht worden sein, aber in seinem Windschatten türmte sich eine Schneewehe doppelt so hoch, wie das Haus selbst.

Solche Schneestürme konnten für die Gebirgsbewohner sehr gefährlich werden. Die Handarbeitslehrerin Thusnelda Müller-Fischer mußte den beschwerlichen Weg von Pommerndorf nach Lahrbauden und Keilbauden in beiden Richtungen bewältigen. Dabei rettete sie einmal im Winter dem tschechischen Kutscher der Keilbaude das Leben. Auf ihrem Dienstweg hörte die Lehrerin Hilferufe. Der total erschöpfte Fuhrmann konnte mit Pferd und Schlitten nicht mehr weiter. Ihre letzten Kräfte zusammenraffend schaffte die Frau den Weg zur Keilbaude, konnte noch stammeln, der Kutscher brauche Hilfe, dann brach sie zusammen. Wieder zu Bewußtsein gekommen, merkte sie, daß man sie zur Wiederbelebung mit Schnee abgerieben hatte. So geschehen am 24. November 1942. Jahre zuvor, als ich noch dort oben war, sollte diese Lehrerin nach Beendigung ihres Dienstes in Rennerbauden weiter zur Schule „am Keil“ gehen. Ich wollte sie zurückhalten, denn ein schreckliches Unwetter hatte sich eingestellt. Ihr Pflichtbewußtsein trieb sie fort. Sie kam von der Markierung ab und erst nach langem Umherirren an ein Haus. Der Kraus-Seff, Mitglied des Rettungsdienstes, fuhr sie mit dem Schlitten durch das Keilbachtal nach Pommerndorf.

Ebenso verhängnisvoll wie ein Schneesturm konnte sich Nebel auswirken. Meine Nachbarin in Rennerbauden hatte mich besucht und wollte sich bei einsetzender Dunkelheit im Nebel nach Hause begeben. Nach einer Stunde hörte ich ein Geräusch von draußen. Die Frau war wieder bei mir angekommen. Obwohl die Schule nur etwa 100 Meter von ihrem Haus entfernt lag, war die Frau in Schnee und Nebel so lange umhergeirrt.

Von Pepi Erben, Jahrgang 1928, in Rennerbauden aufgewachsen, kamen zustimmende und ergänzende Beiträge. Er schrieb mir:

Schneesturm und Nebel, das war eine verhängnisvolle Mischung! Nur wenige Schritte von unserem Nachbarhaus entfernt erfror 1912 die Ehefrau vom Becks-Hannes. Sie war von der Markierung abgeirrt und fand nicht mehr zurück. Das gleiche passierte dort 1925 zwei tschechischen Touristen. Jahre zuvor wollte ein Junge vom „Bittner-Haus am Looch“ zum Wiesen-Franz. Er kam dort nicht an und wurde erst nach der Schneeschmelze gefunden.

Hinterm Jercha-Wenzel türmten sich manchmal die Schneewächten so hoch auf, daß selbst die Baumspitzen kaum noch zu sehen waren. Mehr als einmal mußte Vater aus dem ersten Stock springen, um Haustür und Stubenfenster freizuschaukeln. Wir Kinder spielten Eskimo und gruben Iglus mit Tunnels in die gewaltigen Wehen. Auch ging es uns darum, trotz oft tagelang anhaltender Schneestürme nicht vom Unterricht in Vorderrennerbauden fernzubleiben. Es war im Olympiajahr 1936, da staunte der Kober-Lehrer nicht schlecht, als der kleine Pepi aus Hinterrennerbauden Einlaß begehrte, obwohl sich wegen eines Orkans kaum ein Erwachsener vor die Tür traute. Er wollte mich heim bringen, doch draußen wartete mein Vater. Er wußte, daß der Unterricht ausfallen wird, nur hatte er mich nicht davon überzeugen können.

Das „Strickfräulein Nelly“ aus Pommerndorf, eine der 4 Töchter vom Oberlehrer Josef Fischer, hatte als ehemalige Skirennläuferin eine hervorragende Kondition und sauste den steilen Lahrbusch im vollen Karacho hinunter. Auf dem von Kober beschriebenen Weg zur Keiler Schule wird sie im „Schippler-Loch“ gelandet sein. Der Unglücksfall vom November 1942 ist meiner Frau noch im Gedächtnis, weil damals das zu Tode erschöpfte Pferd des Keilkutschers auf einer Plane zu ihrem Elternhaus geschleppt wurde, wo es kurz darauf verendete.

Zu dem „wunderbar schmeckenden Brot“ vom Ski-Renner darf ich hinzufügen, daß alle Gebirgler im 2-Wochen-Turnus ihr eigenes Brot buken. Jedes Haus besaß einen Backofen für 12-14 Sauerteigbrote. Mit der selbst erzeugten Butter und den in Paprika getunkten „Kaslan“

waren sie ein weithin bekannter Leckerbissen. Bei uns gab es in der Frühe immer „Eingeschnittenes“. Es bestand aus Brotschiefern mit heißer Milch und wurde aus Tonschüsseln gegessen.

Plötzlicher Wetterumschwung im Gebirge war nicht selten. Wenn Gewitter „aus am Land“ kamen und es nachmittags im Süden über dem Switschin ganz schwarz wurde, konnte man das Heu noch einigermaßen trocken auf die „Binn“ bringen. Waren aber schon zur Mittagszeit „die preißchen Bauern üwa da Hofbaud“ (Originalton meiner Großmutter) zu sehen, mußten wir mit Unwettern rechnen. Die weißen Kumuluswolken verwandelten sich sehr bald in graue Sturmwolken und tauchten uns in ein gefürchtetes Nebelinferno.

Noch sind durch Kober-Lehrers Erzählung nicht alle Fenster in die Kindheit aufgestoßen worden, belassen wir's aber bei dem.

Dein Pepi

Oskar Kober überbrückt nun eine Reihe von Jahren, indem er schreibt:

Das Jahr 1938 kam. Krisenstimmung. Anschluß an „das Reich“. Hierüber gibt es Berichte genug. Dazu möchte ich nur sagen: Wir Sudetendeutschen waren nicht die eifrigen Nazisten, als die man uns hinstellt. Wir wollten nur von dem entsetzlichen Druck befreit werden, der auf uns als Volksgruppe lastete. Uns war es dabei einerlei, wer das zuwege bringen konnte.

6. Mein Leidensweg

Tschechisches Personal in den deutschen Hotels und Gebirgsbauden gab es von jeher, vermehrt aber in Kriegszeiten. Nach dem Ende des 2. Weltkrieges wurde das vielen Hoteliers, Baudenwirten und Gewerbetreibenden zum Verhängnis. Allein in Spindelmühle starben etwa 40 Deutsche durch brutale Gewalt. Sämtliche Lehrer des Ortes wurden

ermordet, unter ihnen auch der als Mundartdichter bekannte Alfred Fischer. Spitzel mußten in der Keilbaude erfahren haben, daß sich der Baudenwirt Josef Braun nicht von seinem geliebten Jagdgewehr trennen konnte. Braun wurde festgenommen, die Bewohner der Keilbauden trieb man zusammen. Sie mußten Zeugen bei der Erschießung des Wirtes sein und ihm ein Grab schaufeln. Ohne sich zu vergewissern, ob der Hingerichtete wirklich tot war, warf man ihn in die Grube. Man hat mir berichtet, daß man Braun, bevor man auf ihn schoß, erlaubt hatte, einen letzten Wunsch zu äußern. Er sagte, er würde gern vor seinem Tod einem Tschechen die Hand reichen. So geschah es auch. Welch ein Mann!

Was für Leute aber waren diese blutrünstigen Schergen, die glaubten, Rache üben zu müssen? Viele von ihnen waren Halbwüchsige, die sich von Mord zu Mord in einen Bluttausch steigerten. Es war eine Organisation aufgetaucht, die sich *stráz národní bezpečnosti* - SNB - nannte. Zu deutsch: Wache der nationalen Sicherheit. Diese Leute übten, ungehindert von der staatlichen Justiz, eine eigene Justiz. Der Tierarzt Alfred Fink z. Bsp. wurde eines ihrer Opfer. Bei Verhören wurde gefoltert, Geständnisse wurden erpreßt. Ihr Hauptquartier hatte die SNB in Oberhohenelbe, zuerst in der Groh-Villa, später in der Schreiber-Villa.

Am 11. Juni 1945 mußte ich mich um 17 Uhr in der Groh-Villa melden. Meine Frau begleitete mich von Pommerndorf den ganzen Steinweg hinunter. Schweren Herzens nahmen wir Abschied. Ich hatte schon vernommen, daß Nacht für Nacht gräßliche Schreie aus dem ehemaligen Hause des Geometers Groh zu hören waren, und war auf viel Schlimmes gefaßt, meine Vorstellung reichte aber nicht aus für das, was mich an Schrecklichem dort erwartete. Um 21 Uhr kam ich zum Verhör. Dieses bestand aus Mißhandlungen schwerster Art. Ich mußte meinen Oberkörper entblößen. Bei jeder Frage des Verhörenden wurde hemmungslos auf mich eingeschlagen, manchmal von mehreren Peinigern gleichzeitig. Peitschen, Riemen, Stecken, Stahlruten und andere Folterwerkzeuge wurden dazu benützt. Bald war ich voller Striemen. Kein Fleckchen gab es am Oberkörper, das nicht verletzt war. Ich sollte gestehen, wovon ich meist überhaupt nichts wußte. Von einem

gewissen Augenblicke an hörte ich nur noch die Schläge, spürte sie aber nicht. Man hatte wohl einen leitenden Nerv getroffen. Manche der so Mißhandelten trugen für ihr ganzes Leben Querschnittslähmungen davon. Ein tschechischer Mithäftling konnte nach dem Verhör nicht mehr sprechen. Dabei war das ein Mann, der als Freiwilliger in der russischen Armee gegen die Deutschen gekämpft hatte. Oft hatte ich den Eindruck, daß die Tschechen mit ihren eigenen Landsleuten am grausamsten umgingen.

Mein Rücken war durch Schläge stark angeschwollen. Ins Gesicht schlug man uns kaum, wohl um zu verhindern, daß wir beim Transport im Freien auffielen. Nach einiger Zeit brachte man uns ins Gefängnis in Hohenelbe. Hier in der Stadt kam es zum letzten Wiedersehen mit den Meinen. Ich hatte den Vorsteher des Gefängnisses, einen einsichtsvollen Mann, darum gebeten, mich zum Zahnarzt führen zu lassen, damit dieser eine giftige Einlage aus dem Zahn entfernen könne. Ein Soldat mit Gewehr und aufgepflanztem Bajonett führte mich dorthin. Als ich im Wartezimmer saß, trat meine Frau mit meinen beiden Kindern (11 und 7 Jahre) ein. Sie bemerkte mich sofort, doch trauten wir uns nicht, auch nur ein Wort zu wechseln. Sie mußte wohl Spuren der Mißhandlungen an mir bemerkt haben, denn sie konnte ein Schluchzen nur mühsam unterdrücken. Dann wollte sie mir einen Bissen Brot reichen, aber trotz des entsetzlichen Hungers wagte ich nicht, danach zu greifen. Nie werde ich den schmerzvollen Blick vergessen, den mir meine Frau beim Weggehen an der Tür noch zuwarf. Erst 8 Jahre und 4 Monate danach sollte ich meine Familie wiedersehen.

SCHICKSALSSCHLÄGE

Es können Schicksalsschläge nie zerreißen
Das Band, das ehern uns umringt.
Es kann uns fester nur zusammenschweißen,
Wenn uns das Schicksal Schweres bringt.

*Ein Leser der Riesengebirgsheimat reagierte auf die Schilderung dieser Begebenheit (RH Heft März 1980). Zahnarzt Josef Herrmann schrieb unter der Überschrift **Ein Lob dem braven Mann:***

...Ich war zutiefst erschrocken, als ich die Tür zum Wartezimmer öffnete und im Eingang einen schwer bewaffneten Partisanen und neben ihm den mir als Patient bekannten Oberlehrer Kober stehen sah. In der anderen Ecke erkannte ich Frau Kober und ihre Kinder. Während ich dann Herrn Kober behandelte, hat meine Helferin, Frau Hantschke, ablenkend auf den Bewacher eingewirkt. Leise und gestikulierend gab mir Kober zu verstehen, welche Sorgen er hatte und was er brauchte. Ich konnte dann nach dieser Behandlung Frau Kober berichten, womit sie ihrem Manne helfen könnte.

So haben sich die Eheleute ohne Wissen der Tschechen noch einige Male in meiner Praxis getroffen bis dann eines Tages der Partisan (auf Verlangen Kobers) gleich Einlaß in mein Sprechzimmer begehrte. Frau Kober sollte ihn nicht sehen. Was hatten sie mit ihm gemacht? Rot und blau im Gesicht und am Körper, die Nase geschwollen. Mit einer Zange hatte man ihn gefoltert, hatte ihn geschlagen, überall Verletzungen! Diesen Anblick hat er seiner Frau ersparen wollen. Die hatte inzwischen der Helferin Kuchen, Wurstbrote usw. übergeben, die ich nun – während der diesmal lang dauernden Behandlung – dem Patienten zustecken konnte.

Kurze Zeit später wurde auch meine Praxis enteignet, und wir wurden vertrieben. – In der Hoffnung, daß mein Bericht als eine Bezeugung wahrer Begebenheiten betrachtet wird, grüße ich Oberlehrer Kober, seine liebenswerte Gattin, sowie alle Hoheneiber und Riesengebirgler.

Zahnarzt Josef Herrmann

Man hatte mir beim Verhör schon des öfteren eine Schlinge vorgehalten. Der Tod durch den Strang wurde mir auf diese Weise unmißverständlich angedroht. Damals nahm ich mir eisern vor, käme es dazu, in Würde zu sterben, mich beim Gang zum Richtplatz von allem abzulenken, indem ich unverwandt in die Augen meiner Frau blicke, bis alles überstanden wäre. Das nahm ich mir vor. Vielen gelang es nicht, soviel Schmerz zu ertragen. Selbstmorde waren nicht selten, viele starben auch, weil es ihnen an der notwendigen Widerstandskraft gebrach. Die es aber durchhielten, gaben die Hoffnung nie auf. In Jitschin wurde ich zu 15 Jahren schweren Kerkers verurteilt. Begründung: Ich hätte ab 1941 Hochverrat an der Tschechoslowakei begangen – als damals deutscher Staatsbürger! – Indem man heute fordert, das Münchener Abkommen müsse von Anfang an für ungültig erklärt werden, möchte man nachträglich eine Bestätigung für die Rechtmäßigkeit solcher Urteile erreichen. Dazu kommt, daß die tschechische Nationalversammlung gleich in ihrer ersten Sitzung all denen, die sich an uns Deutschen vergangen hatten, Straffreiheit zusicherte.

Aus der Urteilsbegründung von 1945:

Der Angeklagte Oskar Kober ist schuldig, weil er vom Jahre 1941 bis 1945, also in einer Zeit der erhöhten Bedrohung der Republik, die nazistische und faschistische Bewegung propagiert und unterstützt hat und in öffentlichen Versammlungen die feindliche Regierung auf dem Gebiet der Republik gelobt und verteidigt hat. Schuldig ferner, weil er in Pommerndorf Ortsgruppenleiter und daher Amtsträger in der Organisation der NSDAP war. Damit beging er das Verbrechen gegen den Staat nach § 3 des Retributionsdekretes.

Er wird verurteilt zu einer 15-jährigen Strafe schweren Kerkers, verschärft durch ein vierteljährliches hartes Lager und zum Ersatz der Kosten des Verfahrens. Nach § 14 des Retributionsdekretes verliert der Angeklagte für fünfzehn Jahre die bürgerlichen Ehrenrechte. Sein gesamtes Vermögen verfällt zu Gunsten des Staates.

Wie konnte es überhaupt zu den massenhaften Festnahmen kommen, wie lauteten die Anschuldigungen und womit wurden die harten Urteile begründet? Über allem stand der Gedanke der Kollektivschuld. Ohne irgendeine Rücksicht darauf, ob ein Mensch sich gegen das Gesetz vergangen hatte oder nicht, er war schuldig, weil er sich als Deutscher bekannte, schlimmer noch, weil er einer Organisation angehörte, die pauschal als „verbrecherisch“ erklärt worden ist. Der kleine SA-Mann war nun plötzlich „Verbrecher“, auch wenn er seinerzeit ohne Argwohn der SA beigetreten war und sich nie an irgendeiner Gewalttat beteiligt hatte. Die bloße Zugehörigkeit zu einer NS-Organisation wurde von den Tschechen mit einer Mindesthaftstrafe von 5 Jahren belegt. So wurden quasi über Nacht Abertausende zu Verbrechern abgestempelt. Strafbar war auf einmal, was ursprünglich ganz legal oder gar ehrenhaft war und von dem niemand annehmen konnte, daß es jemals einen Strafbestand darstellen würde.

Tschechische Tageszeitungen brachten täglich Bulletins darüber, wieviel hundert Jahre die Volksgerichte wieder verhängt haben. Die Zahl der Todesurteile registrierte man Tag für Tag mit Genugtuung. Sie ging in kurzer Zeit in die Hunderte. Wie wenig damals das Leben eines Deutschen galt, zeigt folgender Vorfall: In Hanapetershau war eine ganze Familie ermordet worden. Auf meine Meldung bei der Gendarmerie wurde mir nur eine einzige Frage gestellt. „Jsou do češi? Sind es Tschechen?“ Kein Kommentar. Die beiden Söhne des Fischer Kellners vom Steinweg (Oberhohenelbe) waren unversehrt aus dem Krieg heimgekehrt. Sie gingen von Hause fort, um ihre Großmutter in Schönlahn (Ortsteil von Pommerndorf) zu besuchen. Dort sind sie nie angekommen. Sicher wurden sie Opfer einer umherstreunenden Mörderbande. Niemand kümmerte sich um Aufklärung.

Was wir Deutschen in Böhmen mit den Tschechen an Bösem erlebten, entsproß einer alten Wurzel. Die Tschechen litten darunter, daß sie auf keine markante geschichtliche Tradition, kein Nationalepos, verweisen konnten wie die meisten der alten Kulturvölker Europas, bis plötzlich die Königshofer (1817) und die Grüneberger Handschriften entdeckt wurden. Endlich ein großartiges tschechisches Epos! Nun konnte man sich auf eine literarische Vergangenheit berufen. Jahrzehntlang ha-

ben die meisten Tschechen an die Echtheit dieser Schriften geglaubt. Auch der Historiker František Palacký war auf die Fälschungen hereingefallen oder sie kamen ihm sehr gelegen. Palacký schrieb in den Jahren vor 1830 eine sehr einseitig betrachtete Geschichte Böhmens und der Tschechen als dem friedlichen Hirtenvolk, das von deutschen Invasoren heimgesucht wurde. Diese Darstellung hat wesentlich zur Entfremdung zwischen Deutschen und Tschechen beigetragen. Mitte des 19. Jahrhunderts griffen Historiker und Sprachkundige die schon 1924 von Josef Dobrovsky geäußerten Zweifel an der Echtheit der Dokumente auf. Der in deutscher Sprache schreibende Tscheche Dobrovsky hatte die Fragmente bezeichnet als einen „Bubenstreich, mit dem die Fälscher - aus übertriebenem Patriotismus und Haß gegen die Deutschen - andere Gutgläubige zu täuschen versuchen. Die Gesänge richten sich gegen fremde Eindringlinge, die widerrechtlich unser Land in Besitz genommen haben.“ Dobrovsky war ein von Wahrheitsliebe durchdrungener Mann, für den sich später auch T. G. Masaryk allzu gern ausgab. Aber immerhin war Masaryk um die Jahrhundertwende derjenige, welcher die Königinhofer Handschriften endgültig als gefälscht entlarvte. Aber das damit ausgestreute Gedankengut wirkte fort, indem es das früher gute Verhältnis zwischen Tschechen und Deutschen vergiftete.

Als wir in Hohenebel Verhafteten nach Karthaus kamen, mußten wir uns in einem großen Raum entkleiden, einige von uns wurden geprügelt. Ich bekam einen Schlag auf den Kopf, der mir fast die Besinnung raubte. Ein 15-jähriger Junge, Sohn eines Gendarms, wurde ganz schwer geschlagen. Er hatte in der Schreiber-Villa die Schreie seiner Mutter mit anhören müssen, als sie beim Verhör gemartert wurde. Die Zellen in Karthaus waren im Erdgeschoß so hoch, daß es einer Stange bedurfte, die Fenster zuzuschlagen. Die Sonne konnten wir nie sehen. Man hatte zwei übereinanderliegende Räume durch Entfernung der Zwischendecke zu einem gemacht. Der Boden war ein Steinpflaster. Im Winter 45/46 wurde nicht geheizt. In den langen Winternächten muß-

ten wir uns stets in Bewegung halten, um nicht zu erfrieren. Weniger widerstandsfähige Häftlinge erlagen der Kälte. An eisigen Wintertagen trieb man uns ins Bad. Danach mußten wir in unserer dünnen Kleidung oft sehr lange in der Kälte warten, ehe wir in die kalten Zellen zurückgeführt wurden.

Wenn Psychiater heute feststellen, daß Geißeln, die monatelang festgehalten wurden, bis zur Wiedergewinnung ihres seelischen Gleichgewichts mindestens 3 Jahre brauchen, so kann man daraus schließen, um wieviel mehr das für uns zutreffen mußte. Eine Frau aus Rochlitz berichtet, ihr Vater habe während seiner 10-jährigen Haft in Karthaus Schreckliches erlebt. Als er heimkam, war er ein menschliches Wrack, er, der einmal einen großen Textilbetrieb geleitet hatte. Die erste Zeit nach seiner Rückkehr war furchtbar, schreibt die Tochter. Der Häftlingskoller ergriff zeitweise von ihm Besitz. Dann saß er da und sprach stundenlang kein einziges Wort. „Sobald ich ihn etwas fragte, stand er auf und schlug auf mich ein, dann weinte er. Ich hing sehr an meinem Vater“.

Im Zuchthaus leistete mir der Wald den größten Dienst, wenn Verzweiflung und Mutlosigkeit mich überwältigen wollten. Meine Frau und ich waren in Rennerbauden wahre Waldläufer gewesen. Ausgeglichen und beglückt kehrten wir stets in unsere Baudenschule zurück. Nichts kann mehr zur Einkehr und Besinnung beitragen, als der Wald. Ich brauchte, wenn ich frierend und hungrig auf meiner kargen Zellenpritsche lag, nur die Augen zu schließen und schon lag ich in Gedanken auf einer blumigen Waldlichtung. Die Sonne erwärmte Stirn und Wangen, ein leichter Windhauch brachte angenehme Kühlung und bewegte die Blätter im Geäst über mir. Falter taumelten durch die Luft. Eine zudringliche Fliege setzte sich summend auf meinen Handrücken, ihr metallisch schimmernder Leib glänzte in der Sonne. Am Himmel zog lautlos und majestätisch eine Gabelweihe ihre Kreise, und schon hielt mich der Zauber dieses Naturgeschehens gefangen. Ich war wunschlos glücklich. So will ich in meinen Erinnerungen dem Wald der Heimat den ihm gebührenden Platz in Gestalt eines Gedichtes einräumen.

WALD

Es pulst des Schöpfers Leben In deinem weiten Raum, Wie seines Domes Streben, So ragen Baum an Baum	In deinem Bann versinken Die Lust und auch das Leid, Du läßt uns Menschen trinken Am Born der Ewigkeit,
--	--

Es harfet ohne Ende In dir des Windes Wehn Und reichen sich die Hände Das Werden und Vergehn	Läßt uns ergriffen ahnen Den Herzschlag dieser Welt Und führst auf Gottes Bahnen Uns bis zum Himmelszelt.
---	--

Wer den Wald und seine Lehren so zu sehen vermag, wird jeden Wald nur mit Andacht betreten.



Einige Zeit nach meiner Verurteilung war ich in der Gefängniskanzlei in Karthaus beschäftigt. Dort konnte ich sehen, daß seit Bestehen des Gefängnisses (also einschließlich vieler Jahre der österreichischen Zeit) etwa 1500 Häftlinge untergebracht waren. Unter dem neuen tschechischen Regime waren es nach so kurzer Zeit über 6000! Das ehemalige Kloster hatte viele abgeteilte größere und kleinere Gärten. Auf Grabmalen war zu lesen, wieviele Mönche dort gelebt hatten und dort gestorben sind. Sie wurden in den Höfen beerdigt. Die Grabinschriften waren ausschließlich in deutscher Sprache. Eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges war die Kirche. Bilder, geschnitzte Altäre und Beichtstühle waren vollendete Kunstwerke. Als die Kommunisten die Strafanstalt übernahmen, degradierten sie dieses wunderbare Gotteshaus zum Magazin, in dem sie Häftlingskleidung und sonstigen Bedarf aufbewahrten. Die Kirche war nach dem Haupttor mit einem hohen Gitter abgeschlossen. In dem Vorraum zwischen Portal und Gitter konnten die Bewohner von Walditz der Messe beiwohnen. Da fast alle Gefangenen in die Kirche geführt wurden, konnten wir feststellen, wer neu eingeliefert worden war oder wer fehlte. Unter den Häftlingen waren durchaus auch Künstler, die den Gottesdienst

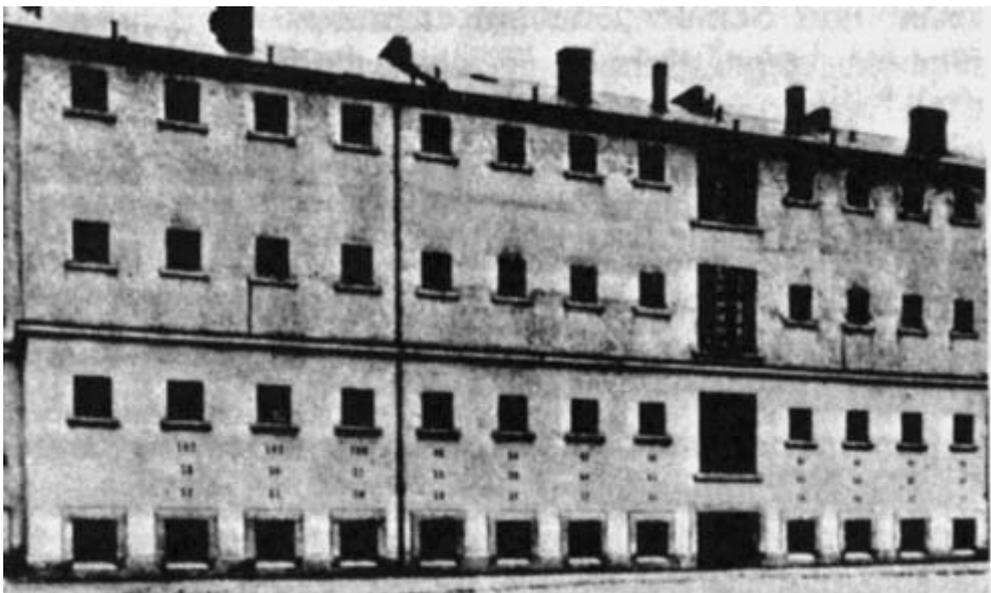
mitgestalteten. Dr. Kment z. Bsp., Chirurg an der Schule Schloffer, sang Solo. Diesem Arzt verdanke ich vielleicht mein Leben. Nicht der dafür bestellte tschechische Arzt, sondern er betreute die große Zahl der Inhaftierten. Als ich vor Erschöpfung dem Tode nahe war, gab er mich in eine Sonderabteilung, in der ich Zulagen zum Essen bekam. Das war meine Rettung.

Unser Leid kann nur ermessen, wer Gleiches erlebt hat.

KARTHAUS

Mauern, hoch und dick
Wehren unsrem Blick,
Stacheldraht und Stahl
Mehren unsre Qual.
Träg und inhaltsleer
Tag um Tag beginnt.
Dumpf und schicksalsschwer
Tag um Tag verrinnt.
Wärter ewig schrei'n,
Büttel roh, gemein,

Blind vor Haß und Wut
Quälen uns aufs Blut.
Gauner aller Art
Sind uns zugeschart,
Auswurf aller Welt
Ist über uns gestellt.
Sieh doch unsre Not,
Schlimmer als der Tod,
Sieh doch unser Leid,
Herr, 's ist an der Zeit!



„Mauern hoch und dick“ - hier das Gefängnis Pankraz in Prag

Nach dem Zwischenspiel in Karthaus ging es zur Arbeit wieder nach Hohenelbe. Anfangs hatten wir angenommen, gehofft, daß wie nach jedem Kriege Frieden geschlossen würde. Zu Beginn des Jahres 1947 schien es, als könnten wir auf Entlassung hoffen. In den Zeitungen wurde Kritik geübt am bisher Geschehenen, selbst die Vertreibung der Deutschen fand nicht mehr ungeteilte Zustimmung. Dann, mit einem Schlage, waren alle unsere Hoffnungen zerschlagen. Die Regierung Benesch wurde gestürzt. Der Nutznießer stand bereit: der Kommunist Klement Gottwald. Benesch wurde mit Leichtigkeit an die Wand gespielt und hatte nun wohl viel Zeit, darüber nachzudenken, was der Republik jetzt bevorstand. Tschechen gaben mir zu verstehen, daß der Kommunismus in erster Linie mit Hilfe derer zur Macht gekommen ist, die jetzt in den ehemals deutschen Betten schlafen.

Ich war zur Zeit des Putsches im Kranken- und Invalidenlager der Häftlinge auf der Menčik-Halbinsel in Hohenelbe. Plötzlich lautes Gebrüll auf der Straße. Demonstranten zogen von Harta nach Hohenelbe, den Sieg der Kommunisten zu feiern. Nun mußten wir uns wohl damit abfinden, noch viele Jahre im Kerker verbringen zu müssen. Das fiel besonders denen schwer, die man zu 10 oder mehr Jahren Haft verurteilt hatte. Mein Nachbar Oskar Zienecker war zu 30 Jahren verurteilt! Einen harmloseren, anständigeren Menschen habe ich kaum kennengelernt. Im Auftrag der Behörde hatte er gegen Kriegsende Sprengladungen an den Brücken anbringen müssen, diese aber nach dem Waffenstillstand sofort wieder entfernt. Das brachte ihm 30 Jahre schweren Kerkers ein.

Nahm dir das Schicksal noch so viel,
Verlier dich nie und nimmermehr im Klagen! -
Versteh', was es dann von dir will,
Sollst du ein schweres Los gelassen tragen.

Dann schlägt kein Unheil dich in Bann,
Was auch an Leid noch über dich mag kommen.
Du wirst um so viel größer dann
als alles, was das Schicksal dir genommen.

*Im folgenden Brief, adressiert an Familie Dr. Fritz Sturm in Bayersoi-
en, Kreis Schongau Allgäu US-Zone, ist Frau Dr. Anni Sturm angespro-
chen. Die Briefschreiberin war Frau Anna Kober, Oskars Mutter.*

Heimat verloren, alles verloren.

Stassfurt, 3. 6. 47

Liebwerte Frau Doktor!

Vor einiger Zeit erfuhr ich durch Zufall Eure Adresse. Ich ver-
suchte es einigemal, Ihnen zu schreiben und ließ es immer wieder. Es
wollte mir nicht das aus der Feder kommen wie ich mir es wünschte.
Man rührt nicht gern daran, es ist ja alles wie ein furchtbarer Traum,
aus dem man gerne erwachen möchte.

Mit großer Betrübniß las ich (noch in Hoheneibe) am Klos-
terkirchentor, daß Euer liebes Mütterlein gestorben ist. Ihr ist wohl.
Hätte ich vor zwei Jahren hinausgemußt, ich hätte es auch nicht lange
ausgehalten. Ich mußte damals ja auch ins Lager, doch haben wir es
noch erbettelt, daß ich bis auf weiteres dortbleiben konnte. Trotzdem
ich nur vier Stunden im Lager (also von zu Hause fort) war, fand ich
meine Wohnung, als ich zurück wollte, versiegelt vor. Also bettelarm!
Seit der Zeit bin ich mit meiner Schwägerin beisammen und noch ein
Jahr in der Heimat geblieben. Später konnte ich mir aus meiner Woh-
nung 30 Kilo holen, sodaß ich meine Betten und so das Allernötigste
mithabe.

Feistauer, der frühere Konsumleiter in Hoheneibe, jetzt der Ge-
waltigste am Landratamt, ist in unserem Haus. Er war auch ein guter
Bekannter von Viktor. Als ich nun um die Sachen ging, traf ich mit
ihm zusammen. Wir kannten ja einander nicht. Er räumte gerade mein
altes Küchengerümpel raus. Nach gegenseitiger Vorstellung, was ihm
ziemlich peinlich war, sagte er zu mir sehr liebenswürdig: „Frau Ko-
ber, ich hatte gehört, daß ihr Haus weg ist. Da habe ich mir gedacht,
warum kann ich es nicht haben. Ich will es ja nicht kaufen, sondern
nur verwalten, und kommt es einmal anders, dann lege ich alles wieder
in Viktor seine Hände.“ Das hat mich damals sehr stutzig gemacht.

Ich denke, so leicht wie sich die Tschechen alles ausgedacht haben, wird es wohl doch nicht sein, aber was und wie und wann und wer es erleben wird, steht in Gottes Hand. Heute und morgen wird es nicht sein. Was will man uns noch alles auferlegen? Geprügelt, bestohlen haben sie uns und jetzt noch dem Hungertod preisgegeben – mehr kann man von uns nicht verlangen.

Es ist von uns weiter nicht viel übrig, es ist nur schade um die Kinder. Das größte Übel ist ja, daß wir in einer Stadt gelandet sind. Am Dorfe haben es alle besser getroffen. Stassfurt ist eine Stadt mit 28 000 Einwohnern, aber gar nicht schön. Das Wasser ist ganz ungenießbar, schmeckt gesalzen und stinkt nach Natron.

Ein Bekannter schreibt mir, er korrespondiere nicht gern mit Flüchtlingen, da die Briefe einander wie ein Ei dem anderen gleichen. Das ist nicht wahr, da gibt es gewaltige Unterschiede: Ich bekam unter anderem einen Brief von sehr guten Bekannten, die hatten zu Hause bis zum letzten Tage beim vollen Topf gegessen und (sind) jetzt hier wo bei einem Bauern untergebracht. Sie schreiben mir, daß sie wohl den besten Ort im ganzen Dorf getroffen haben. Sie leiden keine Not, haben viel Schweinebraten, Gansbraten, Kalbs- und sogar Hasenbraten, auch Butter, hin und wieder ein Ei. Brauchten noch nicht den Kaffee schwarz trinken. Sogar für ihre liebe Katze, die Susi, welche sie in einer Tasche mitgebracht haben, gibt es Milch. Kommentar überflüssig. Sachen haben sie riesig viele mit. Sie ärgern sich nur, daß sie nicht viel mehr mitgenommen haben. Unter den unzähligen Taschen, die sie mithatten, war auch die geliebte Susi verstaunt. Nun habe ich aber doch nachgefragt, wie sich Suschen in der Tasche benommen hat oder ob sie sonst noch etwas mithatten für Suschen ihre Bedürfnisse. Wir wären schon froh, wenn wir Kartoffeln hätten. Unseren Jungen habe ich den Brief gar nicht vorgelesen, das konnte ich nicht. „Gefroren haben wir den Winter auch nicht. Der Bauer hat sehr viel Holz und der Ofen heizt gut.“ - Nun aber genug des Guten! Es möge ihnen alles gut bekommen, auch dem Suschen.

Sonst ist unser Leid groß. Oskar, mein edler Sohn, ist noch immer in Jitschin. Es gab so etwas Hoffnung, daß er dieses Frühjahr

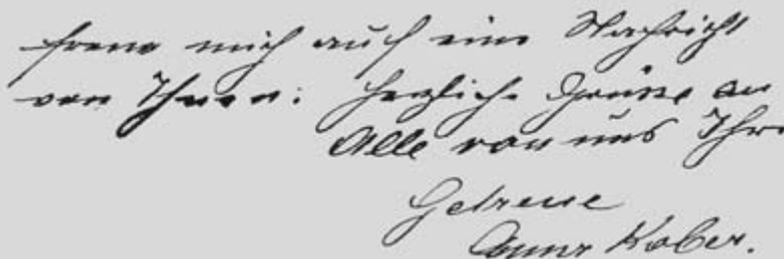
uns nachkommt, leider warten wir bis jetzt vergebens. Er wäre so notwendig, die Jungen brauchten den Vater sehr. Sie wachsen heran und kommen in das Alter, wo schon eine feste Männerhand notwendig ist. Was für seelische Qualen muß der Arme dort mitmachen, und wir können ihm nichts Wahres von hier schreiben, müssen alles in rosigen Farben schildern, damit er uns dort nicht zusammenklappt. Arbeitsmöglichkeit ist ja hier null, und doch ist es unser heißester Wunsch, daß er raus käme.

Viktor ist in der US-Zone, Geismar, bei einem Bauern und kann auch gar nichts unternehmen und muß froh sein, daß er's gut im Essen hat. Großes Leid haben wir um sein Töchterchen, um unsere Lorelies. Die ist nicht zu finden, trotzdem sich Viktor schon so viel Mühe gegeben hat. Sie war bei dem Zusammenbruch in Pilgram bei ihrer Tante und bleibt verschollen. Ob sie der Revolution zum Opfer gefallen ist? Das ist bitter. Sein Junge ist bei Weimar mit Großmutter und Tante. Meiner Schwägerin ihr Sohn ist in polnischer Gefangenschaft und muß in der Grube arbeiten. Auch ihr Leid ist sehr groß.

Liebe Frau Doktor, verzeihen Sie mir meine schlechte Schrift. Hoffentlich bringen Sie alles heraus. Ich bin froh, daß ich das zustande gebracht habe. Habe weiter keine Geduld und Ausdauer. – Wie geht es Euch allen? Wo sind die Verwandten alle untergebracht? Sind sie bei Steudler raus? Ich möchte mich für alle interessieren ... Wir haben hier nicht e i n e n Bekannten und sind gerade noch so fremd wie am ersten Tag. Die Leute wollen uns nicht. Auch wir wollen s i e nicht.

Freue mich auf eine Nachricht von Ihnen. Herzliche Grüße an alle von uns!

Ihre getreue Anna Kober



Freue mich auf eine Nachricht
von Ihnen. Herzliche Grüße an
alle von uns. Ihre
getreue
Anna Kober.

Oskar Kober berichtet weiter:

Da die Gegenwart gar grau und trostlos war, flüchteten wir in Gedanken in eine Zukunft. Wie glücklich wollten wir dann leben! Wer würde dann so gefühllos sein, uns geschundenen Menschen neue Ungerechtigkeiten zuzufügen? Jetzt, nach jahrelanger Rückschau muß ich sagen, daß mancher schöne Traum nur eine Illusion war. Ehen waren an der langen Trennung zerbrochen, nicht für möglich gehaltene Entfremdungen waren eingetreten. Auf der Sonnenseite standen diejenigen, die, eingehüllt in die verständnisvolle Liebe ihrer Angehörigen all das Schreckliche rasch vergessen konnten. Die anderen mußten weiterhin schweres Leid tragen. Für einige war nur noch der Freitod die letzte Flucht aus ihrer seelischen Not und Enttäuschung.

Mancher denkt vielleicht, daß jemand, der so viele Jahre mit Verbrechern aller Kategorien die Zelle teilen mußte, auch etwas über diese Menschen aussagen könnte. Daß einer eine wirklich böse Tat bereut hätte, habe ich nie erlebt. So einer macht sich nur Vorwürfe, daß er sich hat erwischen lassen. Das war eine Art Mensch, die ich für absolut unresozialisierbar hielt. Im Gefängnis oft anständig, landeten sie – sobald ihnen Alkohol zugänglich war – bald wieder hinter Gittern.

Viel mehr liegt mir daran, über meine Mithäftlinge zu berichten, die gleich mir Opfer einer Rachejustiz waren. Da gab es welche, die mit stoischem Gleichmut alles ertrugen und von denen eine Würde ausging, die selbst den Aufsehern Achtung abzwang. Allerdings litten sie schwer unter den Wächtern, deren Intelligenz es nicht erlaubte, im Häftling den Menschen zu sehen. Zur Ehre der politischen Gefangenen sei gesagt, daß die meisten ihr Leid mit Fassung und Würde trugen. Ausnahmen waren die, denen es nicht gegeben war, sich mit dem Unvermeidlichen abzufinden, unter ihnen sonderbarerweise gerade die, welche mit verhältnismäßig geringen Strafen – in unserem Falle 5 Jahre – davongekommen waren. Es ergab sich die groteske Situation, daß Längersitzende diejenigen auffrischen und trösten mußten, die viel billiger abgeschnitten hatten. Da war ein tschechischer Violinvirtuose namens Dörfler, der, obwohl selbst behindert und leidend, immer wieder Trost zu spenden wußte. Es war rührend anzuschauen,

wie er seinen Gehstock wie das Griffbrett einer Geige benutzte und seine Finger trainierte, als griffen sie die Saiten. Das tat er mit einer enormen Geschwindigkeit, sodaß es schwierig war, den Fingern mit den Augen zu folgen. Dieser Mann verfiel mit einem Male zusehends und starb noch im Lager zu Hoheneibe. Lange stand ich an seinem Sterbelager.

Das Rauchen war im Zuchthaus anfangs streng verboten. „Wenn ich doch etwas zu rauchen hätte“ hörte man ständig. Sie riskierten einfach alles für das Rauchen. In Karthaus wurden einige Zellen vom Gang her beheizt. In der Zelle stand ein schwerer eiserner Ofen. Um sich Feuer zu verschaffen, hoben Raucher das schwere Oberteil ab. Das hätte ihnen und vielleicht auch uns allen viel Prügel einbringen können, wären sie dabei erwischt worden. Geraucht wurde das Stoffmaterial der Strohsäcke, also Jutefasern, ferner Buchenlaub, Heu, Schalen von Pellkartoffeln u. a. Statt Zigarettenpapier nahm man Zeitung oder dünnes Packpapier. Selbst als später geraucht werden durfte, war die Not noch groß. Der herzkrankte Hegers meldete sich freiwillig zu schwerer Feldarbeit, nur um zu Zigaretten zu kommen. Schon am nächsten Morgen lag er tot auf der Pritsche. Zum Rauchen war er vermutlich nicht mehr gekommen. Es war beschämend, zu sehen, wie angesehene Leute, Deutsche wie Tschechen, begierig und voll Eifer im Dreck scharren, um ein paar Stummel herauszuwühlen, wie unterernährte Häftlinge ihre ohnehin kargen Essenszuteilungen hergaben für etwas Rauchbares.

Das Krankenlager Hoheneibe auf der Halbinsel, die der Menčik-Graben mit der Elbe bildet, nannten wir „Zum Sklavenmarkt“. Wurden irgendwo Leute zur Arbeit gebraucht, fuhr ein Laster im Lager vor, er wurde mit Häftlingen vollgeladen ohne Rücksicht darauf, ob diese arbeitsfähig waren oder nicht. Ja, wir waren eben Sklaven. In zwei Jahren zwischen 1947 und 1949 starben 70 von 300 Insassen, darunter auch unser letzter Bürgermeister Walda. Ich durfte ihm den letzten Liebesdienst erweisen und ihn in den Sarg betten. Bitter war es für mich, auf einer Pritsche liegen zu müssen, von der ich das Elternhaus (auf dem Mozartberg) sehen konnte. Voll der Sehnsucht eilten meine Gedanken dorthin und hinaus ins Weite. Dabei zog es mich immer und

immer wieder zum Wasser hin, zur Elbe, zu den Bächen der Heimat. Wohl starrte mein Auge gegen die nackte Wand meines Gefängnisses, doch auf der Wand bewegten sich die Bäume im Wind, glitzerte der Bach in der Sonne, ich hörte sein Murmeln und das Rauschen der Bäume an seinen Ufern. Wie der Süchtige nach dem Opium greift, so versenkte ich mich in die Erinnerung. Das Erwachen war rau und grausam, doch es wurde verklärt von der Vorfreude auf die nächste Traumwanderung. So ging es endlos Tag für Tag, an die dreitausend Tage. Solchen Traumbildern verdankt sein Entstehen das Gedicht

WEISSBACH

Ich weiß ein kleines Bächlein In wunderschönem Hag, Ich muß mich nach ihm sehnen, Sein denken Tag für Tag.	Ich habe seinen Zauber Schon einst als Kind gefühlt, Wenn ich nach tollem Jagen Den Fuß in ihm gekühlt.
---	--

Wie rieseln seine Fluten So silberklar dahin! Ich hör' ihr heimlich Murmeln, Wo ich auch immer bin.	Der Bach ist jung geblieben, Doch ich bin bald ein Greis, Mein Herz, es schlägt schon müder Mein Haar wird silberweiß.
--	---

Es tanzt in seinen Wellen Das Licht im schönen Kleid, Ich kann es nicht vergessen In alle Ewigkeit.	Drum zieht es immer wieder Zum Bächlein mich zurück, Es ist für mich das Sinnbild, Der Jugend und vom Glück.
--	---

Vielen, die das Gedicht lesen und „die Weißbach“ von früher her kennen, wird dieses liebeliche Bächlein im gleichen verklärten Lichte erscheinen.



Eine Engstelle der Elbe, das Lange Grab

Gar oft wurde ich von Bewachern durch die Straßen der Stadt geführt. Das waren Empfindungen! Wieder hinter Stacheldraht, unternahm ich im Geiste Spaziergänge in unserem Heimatstädtchen. Dann war ich der rauhen Wirklichkeit entrückt. Ich stellte mir da immer recht lebhaft vor, welche Bekannten ich dabei traf. Ich plauderte in meiner Einbildung mit ihnen und glaubte oft, sie greifbar vor mir zu haben und ihre Stimme zu vernehmen, bis mir der Schritt der Wache, das Rasseln eines Schlüsselbundes, gelegentlich auch das Toben eines Leidensgefährten nebenan die furchtbare Gegenwart jäh zum Bewußtsein brachte.

Solche Spaziergänge in die Stadt begann ich gewöhnlich am Elternhause in der Mozartstraße. Vor der Gartentür traf ich öfters den zu einem Scherzwort immer bereiten Nachbarn, den Kaminfegermeister Franz Barthold. Durch den Anblick des stets freundlichen Mannes selbst in gute Laune versetzt, ging ich weiter. Die Bräuhausstraße überschreitend begegnete ich meiner Amtsschwester, der Lehrerin Valeska Friedrich. Während wir einige Bemerkungen tauschten, ging grüßend der Schuldiener Wenzel Hackel vorüber. Einige Schritte weiter, unternehmungslustig wie immer, die Flinte am Rücken, den Hund zur Seite, Johann Barthold in lebhafter Unterhaltung mit seinem Bruder Gustav. Er ruft mir ein paar Worte zu, die ich erst vorsichtig abwäge, denn oft schon bin ich das Opfer seiner durchtriebenen, aber harmlosen Späße geworden.

Weiter geht es. Der Inhaber der Kabelwerke, Max Renner, eben vom Betrieb zurückkehrend, begrüßt seine an der Gartentür wartende Gattin. Freundlich wie immer erwidern beide meinen Gruß. Einige Schritte weiter bemerke ich Dr. Fritz Sturm im Gespräch mit seinem Jungen und seinem Schwager, dem Oberlehrer Hak aus Mittellangenu. Auf meinen Gruß nicken sie mir freundlich zu. Da fällt mir ein, daß ich dem Dr. Ruß etwas auszurichten habe. So beschleunige ich meine Schritte. Beim Einbiegen in die Gendorfstraße grüße ich eine ehrwürdige ältere Dame, die mir freundlich dankt. Es ist Frau Lotte Lorenz, die soeben ihr Haus verlassen hat. Ich habe Glück. An der Straßenkreuzung, die der Wachmann Laurenz Kohl gerade betreut, sehe ich den Dr. Ruß in lebhaftem Gespräch mit dem Fabrikanten Franz Walther, dessen Gattin Eva und dem Dr. Rödl. Ich richte meine Bestellung aus und schlage

die Richtung nach dem „Hotel Bremen“ ein. Da steht eine alte Bekannte, mit der ich jahrelang in einem Hause gewohnt hatte, die Frau Budjarek, mit ihrer Tochter Lina und ihrem Enkelkinde Eva Bradler vor ihrem Laden. Sie zu sehen freut mich besonders, hat sie mir doch in der Zeit des allerärmsten Hungers eine Liebesgabe in den Kerker zukommen lassen. Jenseits des Flusses in der Ullrich-Schmiede sprühen die Funken. Ullrich Reimund steht mit seinem Bruder Ernst am Amboß. Der Schwager der beiden, Jaro Materna, kommt gerade von seiner Arbeitsstätte in Arnau zurück. Im „Hotel Bremen“ kehre ich ein wenig ein. In der Tür begegne ich meinem ehemaligen Turnlehrer, dem Prof. Schwanda. Er hatte gerade vom Gasthaus aus mit Quido Ehinger telefoniert. Behaglich trinke ich ein Glas Bier. Dann führt mich mein Weg weiter. Meine Tante, Hedwig Kober, Trafikantin, die ich zufällig treffe, hat ein Stückchen ihres Weges mit mir gemeinsam. Bekannte über Bekannte tauchen auf; ich plaudere im Geiste noch mit vielen und vergesse ganz und gar das graue, trostlose Elend der schier endlosen Kerkerhaft.

Da ist mir, als lege sich ein Schleier vor meine Augen, er wird dichter und dichter, Häuser und Straßen lösen sich in ihm auf. Und die vielen, vielen Bekannten, die ich traf, bilden eine Reihe. Das hat etwas Herzbeklemmendes an sich. Meine eigene geliebte Mutter führt sie an, neben ihr die Mutter meiner Gattin, und dann geht es weiter und weiter, schier endlos. Die in der Reihe, sie winken alle, winken, und sie lächeln alle, lächeln alle das gleiche unergründliche Lächeln. Mich beginnt zu frösteln; dieses Lächeln ist umweht vom Hauche der Ewigkeit, die über alles lächeln kann, was sich in der Zeit noch müht und mühen muß.

Zu Beginn des Jahres 1952 schrieb die "Riesengebirgsheimat":

Aus dem Gefängnis in Troppau sandte Oberlehrer Oskar Kober an seine Angehörigen nachstehendes Gedicht. Mögen alle seine Freunde an ihn denken, und besonders auch jene, die damals infolge ihrer schnellen Ausweisung im Juni 1945 der Gefangennahme entgingen, die sich heute der Freiheit erfreuen und wieder in hervorragenden Positionen des öffentlichen Lebens sind.

SIEBENTE WEIHNACHT IM KERKER

Weihnachtsglocken klingen,
Kinderstimmen singen
Selig Weihnachtslieder.
Sternenschein blinkt nieder
Hoch vom klaren Himmelszelt
Auf die tief verschneite Welt.

Hinter Kerkermauern
Muß ich einsam trauern,
Keiner Kerze Helle
Dringt in meine Zelle,
Und ich bin zum siebten Mal
Allein mit meiner Qual.

Bin der Ärmsten einer,
Doch es wird wohl keiner
Reichlicher beschenkt,
Da ihr meiner denket
Und mir eure Liebe gebt,
Die mich über alles hebt.

7. Plötzlich frei

Schon achtmal hatte ich das Weihnachtsfest im Kerker begehen müssen. Da schwindet auch die letzte Hoffnung, und man macht sich auf weitere 7 Jahre Weihnachten in der Haft gefaßt. Doch dann, 1953 in Troppau, geschah das Wunder. Eines Tages war ich plötzlich frei. An diesem Tag starb der tschechische Präsident Gottwald.

Ich wandte mich nach Hoheneibe, wußte aber nicht, wo ich dort unterkommen konnte. Wider Erwarten nahm mich eine ehemalige Schülerin auf. Im Krankenhaus zu Hoheneibe fand ich Arbeit als Handlanger. Zur Einstellung mußte ich aufs Landratsamt im Schloß. Dort war die Eingangshalle schwarz verhängt, und eine Kondolenzliste für Clemens Gottwald lag auf. Mancher Unterzeichner mag dabei arge Verwünschungen durch die Zähne geizischt haben.



In der Stadt fand ich fast keine Bekannten mehr. So suchte ich den Friedhof auf. Andächtiger als ich damals wird kaum jemand diesen Gottesacker betreten haben. Bei vielen Gräbern verweilte ich in stummer Zwiesprache mit den Dahingegangenen. Hier gleich neben dem Eingangstor die Gruft der Familie Petera. War doch der Ahnherr der Peteras mein Taufpate. Am zweiten Friedhof, dem höher gelegenen Teil, war unsere Gruft mit der Urne meines Vaters. Daneben die Gruft der Brüder Weiß. Mit ihrer großzügigen Spende hatten sie den Grundstock zur Hoheneiber Stadtbücherei gelegt. Sogar das Haus dafür stellten sie zur Verfügung.

In der Nähe steht noch das hohe Kreuz, an dessen Fuß der Gesangsverein zu Allerseelen ergreifende Lieder sang. Ich setzte mich auf die Bank neben der mir so vertrauten Pumpe. In meinen Ohren erklingt der vielstimmige Kehrreim: „Wenn Menschen auseinandergehn, sagen sie auf Wiedersehn.“ Hier auf dem Friedhof sah ich viele wieder. Lange stand ich an einem Grab, das ich als Häftling hatte schaufeln müssen, im Sommer 1945. Eine Frau hatte sich das Leben genommen. Auf dem dritten Friedhof traf ich auf das Grab der Familie Schier aus der Kablikstraße. Ein herrliches Gebinde von blauen Stiefmütterchen ließ seine Pracht im hellen Sonnenschein erglänzen. Das Lichtbild meines ehemaligen Kollegen Möhwald blickte mich von einem Grabstein her an. Lange Zeit stand ich tief ergriffen davor.

DER ALTE GLOS – *Ein Erlebnis Kobers in diesen Tagen des Jahres 1953, den letzten in Hoheneibe*

Tagelöhner war ich also. Mit Krampen und Schaufel stand ich im Sommer 1953 in den Anlagen des Krankenhauses zu Hoheneibe, um die Löcher auf den Wegen auszubessern. Schon 1948 hatte ich einmal Gelegenheit, den Garten des Krankenhauses zu betreten. Angetan mit

der Kluft eines Verbrechers und von einem Aufseher bewacht, stand ich nach drei Jahren Kerkerhaft auf einem Baugelände. Leidensgefährten, darunter der Drogist Julius Kopper, hoben dort den Grund für das neue Kesselhaus und die Garagen aus. Ich selbst war an diesen Arbeiten nicht beteiligt. Ich hatte vorher die Kanzleien des Gesundheitsamtes in der Villa von Dr. Schnitzer in der Flurgasse gereinigt. Auf dem Rückweg zum Gefangenenlager hatte mein Bewacher auf der Krankenhausbaustelle etwas auszurichten. Damals – 1948 – wußte ich nicht, daß ich weitere fünf Jahre eingekerkert bleiben und daß ich nach der Entlassung aus der Haft in diesem Kesselhaus arbeiten würde.

Das alles mag mir durch den Kopf gegangen sein, so daß ich wohl beim Kohlenschippen ein Weilchen innehielt. Da bemerkte ich, wie mich ein kleines, altes Männlein in Krankenkluft beobachtete. Der Alte trat näher. Wie war mir ums Herz, als er mich in unverfälschtem Heimatdialekt ansprach: „Ich waa wuhl nee fahl gihn, wenn ich deutsch mit Ihna red? Waa seid Ihr denn? 's is mir grad asu, ols mest ich Euch schon wu gesahn hon.“ Ich kannte den alten Mann nicht. Er jedoch kannte mich aus der glücklichen Jugendzeit, als ich – wie oft mag es nur gewesen sein – als Sieger bei Turnfesten verkündet wurde.

Von dem Tage an waren wir gute Freunde, und ich plauderte täglich mit ihm nach der Arbeit. Der Alte hieß Glos. An die fünfzig Jahre war er Maurer bei Eichmann in Arnau gewesen. Seine Kinder waren längst aus der Heimat vertrieben. Er allein war zurückgeblieben. Jedesmal, wenn er von seinen Kindern sprach, flehte er Gottes Segen auf sie herab und lüftete bei den Worten „Gott geb's!“ stets die Mütze. „Ich ho fünfe drüba“, so sagte er. „Ward ma se denn noch amol sahn?“ Oft und oft kam mir gar nicht zu Bewußtsein, was er sprach. Ich war schon glücklich, wenn ich die heimischen Laute hörte, die ich in achtjähriger Kerkerhaft vermißt hatte.

Als meine Abreise nach Deutschland allmählich zur Tatsache werden sollte, da wollte er mir die Adressen seiner Lieben mitgeben, damit ich ihnen Grüße vom Vater ausrichten könnte. Aber dann durfte ich plötzlich früher reisen, als ich ursprünglich angenommen hatte. Ein paar Tage war ich nicht mehr an meinem Arbeitsplatz, und am letzten

Abend wollten wir uns treffen. Wer nicht kam, war der alte Glos. War er unpäßlich? War er entlassen worden? Ich weiß es nicht.

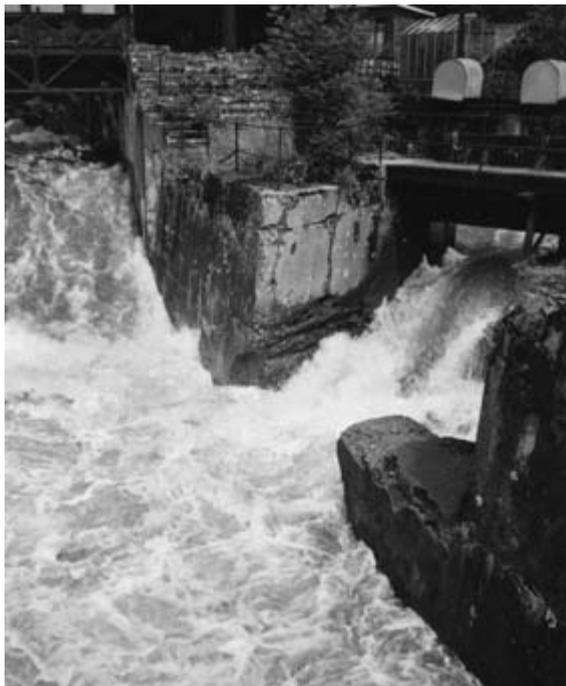
Wenn die Sehnsucht die altgewohnten Umrisse meiner Heimat vor mir auftauchen läßt, dann steigt auch der alte Glos mit empor. Und seine Stimme ertönt wieder, seine Stimme, in der die Seele und das Gemüt unserer Mundart so wunderbar mitklang. Ich seh ihn sein Käppchen lüften und hör seine Lippen flüstern: „Geb’s Gott!“

Ich mußte nach meiner Entlassung noch fast ein halbes Jahr in der ČSSR bleiben, ehe es mir gelang, die Erlaubnis zur Ausreise zu erreichen. Wenn es darum ging, sich Geld zu verschaffen, machte dieser Staat auch nicht vor den Ärmsten halt. Nachdem ich endlich nach mehrfachen Fahrten zum Außenministerium in Prag meine Ausreise in die DDR durchgesetzt hatte, wurde ich auf die Bezirkshauptmannschaft Hoheneibe (národní výbor) vorgeladen. Dort eröffnete man mir, ich müsse eine Schenkungsurkunde zu Gunsten der ČSSR unterschreiben, betreffend eventuellen Besitz, den ich hier zurücklasse. Ich wies darauf hin, daß das čsl. Volksgericht meine gesamte bewegliche und unbewegliche Habe beschlagnahmt habe, daß ich also de jure und de facto völlig besitzlos sei. Das sei nicht stichhaltig, mußte ich mir anhören, es könnte doch später einmal offenbar werden, daß noch Besitz vorhanden sei. Arglosen Herzens leistete ich die Unterschrift. Wer aber beschreibt meine Enttäuschung, als ich armer Kerl noch 300 neue tschechische Kronen hinblättern mußte dafür, daß ich für diesen Staat eine Schenkung unterschrieben hatte. Tage später, als sich der Zug der Grenze zur DDR näherte, nahm man mir auch noch den letzten Heller ab. Nicht einmal die Fahrkarte bis zur Zielstation hatte man mir gegeben. Mit Mühe durfte ich einen Kunststoffwecker behalten, denn ich hatte ja keine Taschenuhr. Man war eben Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle, bis zum Schluß.

GEDANKEN ÜBER DIE HEIMAT *(Hohenelbe 1953 und danach)*

Es ist seltsam bestellt um den Menschen, daß er oft blind bleibt dafür, was den wahren Wert der Gegenwart ausmacht. Von zu Hause vertrieben, wurde uns plötzlich schmerzlich bewußt, was wir in der einstmal so vertrauten Umgebung versäumt und zu wenig wahrgenommen hatten, wofür wir blind gewesen sind.

So viele Jahre war ich gefangen, ich verzehrte mich in der Sehnsucht nach Daheim. Als sich unerwartet die Tür des Kerkers für mich auftrat, gierte ich nach dem Bilde der Heimat, wollte dort nichts mehr unbeachtet lassen. Aber im Augenblick der höchsten Erwartung erlebte ich die schwerste Enttäuschung, empfand ich die Wucht der Tragik, in der eigenen Heimat ein Fremdling zu sein. Gewiß, ich sah die vertrauten Gassen, ich bestieg die alten Berge, sah die Wolken darüberhinziehen. In den ernsten Fichtenwäldern sang und raunte der Wind wie einst. Die Elbe rauschte wie vor alten Zeiten, ihre Wellen kühlten meine Füße und das vom Träumen heiße Gesicht. Das alte Wehr sang noch immer, grollend wie mir schien, sein brausendes Lied.



Am Schlachtwehr bei Hochwasser

Und doch! Mein Herz konnte keine Ruhe finden, denn über dem lieblichen Bilde schwebte das unerbittliche Es-war-einmal, die traurige Gewißheit, daß die Heimat nicht mehr mir gehört. Noch einmal besuchte ich die Gräber unserer Lieben auf den Friedhöfen zu Hohenebel und Pommerndorf. Das Herz tat mir weh. Wie seid ihr doch einsam und verlassen hier! Die Kronen der Bäume wogten im Sonnenschein, an den breiten Stämmen hüpfen Lichtreflexe herab und huschten über die Grabhügel. Da wich die Bangigkeit aus meinem Herzen, und ich schrieb in Gedanken an unsere Toten das Gedicht

ALTE BÄUME AUF DEM FRIEDHOF

Am Friedhof stehen alte Bäume,
Ihr Wurzelwerk greift tief hinab,
Umfängt, wie liebend, mit den Armen,
Was man der Erde übergab.

Die Kronen ragen hoch ins Blaue
Und baden sich im Sonnenschein,
Als fingen sie in all dem Glanze
Für die dort unten etwas ein.

Und wenn im Laub der alten Bäume
Der Wind ganz leise raunt und rauscht,
Dann ist's als ob er mit den Toten
Geheimnisvolle Zwiesprach tauscht.

Nun galt es, von meiner Heimatstadt Abschied zu nehmen. Ich mied die Hauptstraße mit ihren tschechischen Aufschriften und ging „Hinter dem Kloster“ zurück. Dann sprach ich noch einmal mit den wenigen, die zurückgeblieben waren und hier leben mußten. Da kam mir zu Bewußtsein, daß sie ein noch schwereres Los zu tragen hatten als ich. Nun hatte die Vorstellung, die Heimat für immer verlassen zu müssen, viel von ihrem Schrecken verloren.

Es war trotzdem nicht leicht für mich, zu den Meinen zu kommen. Doch endlich, nach acht Jahren und vier Monaten war es so weit.

Und dann passiert es dem Vater, daß er sich plötzlich seinem Sohn gegenüber sieht, der beim Abschied sieben Jahre alt gewesen war, und der nun – wohl wissend, daß er seinen Vater vor sich hat – stammelt: „Bitte, treten Sie näher.“ Muß ich mehr sagen?

Mein Leben ist durch Höhen und Tiefen gegangen wie selten ein zweites. Ich bin dem Schicksal dankbar, daß es mich nach meiner Rückkehr soviel Schönes erleben ließ. Es ist mir schwer gefallen, alles durchzustehen, ist doch im Urgrund meines Wesens die Melancholie verankert. Wie oft mußte ich gegen sie ankämpfen!

FRAU MELANCHOLIE

Durchs weite Weltall geht
Die Frau Melancholie,
Durch alle Zeiten weht
Der Wehmut Melodie.
Die Sehnsucht zupft die Saiten,
die beiden sie begleiten,
mein Herz, es schlägt im Takt dazu,
drum find' ich niemals
Rast noch Ruh.

Doch nun, im Kreis meiner Familie, ist alles Böse vergessen, das heißt, fast alles. Nie verwunden werde ich wohl, daß ich, der als Lehrer so viele Kinder sich entwickeln sah, meine eigenen nicht habe heranwachsen sehen können. Nun, der Sinn des Lebens liegt nicht im Klagen. Man muß versuchen, am Leid zu wachsen, dann wird man um vieles größer als alles, was einem genommen wurde.

Die Flurglocke! Es ist der Briefzusteller. Die sehnlichst erwartete Riesegebirgsheimat liegt vor mir. Zum ersten Mal seit meiner Freilassung nehme ich das beiliegende Blatt mit den Familiennachrichten zur Hand. Da stehen sie alle drin, die ich bei meinen Traumwanderungen gesehn und gesprochen habe, aber als Gestorbene. Und viele andere mit ihnen. Für mich versinkt wieder, was um mich ist. Vor meinem geistigen Auge steht jener lange Zug, dem meine Mutter voranschritt.

Heiße Tränen netzen das Stück Papier, auf dem so viel Leid und Bitternis verzeichnet ist. Als ich diesen Traum weiterträumte, sah ich all die Erdemüden vor dem Allmächtigen stehen. Mir war, als sprächen sie zu ihm die folgenden Worte:

ICH BIN GEWANDERT
und bin nicht müde geworden,
Ich habe gelebt und gelitten,
ich habe gekämpft
und bin nicht mutlos geworden,
Ich habe gestrebt und gestritten.
Mehr kann ich, Herr, nicht sagen,
Mehr hab' ich nicht getan,
ich mühte mich zu tragen,
was mir ward aufgetan.
Dem nun der Erde Müden
Verleih' die Ewigkeit
Und seiner Seele Frieden
In Deiner Herrlichkeit!

Zum Schluß will ich noch einmal meiner Mutter gedenken. Meinem Vater, der 1937 starb, blieb vieles von dem, was Mutter erdulden mußte, erspart. Die Lippen hat sie sich wundgebetet, sagte sie wörtlich, mich noch einmal vor ihrem Tode sehen zu können. Es blieb ihr versagt. Mein Abschied von ihr war der traurigste, den man sich denken kann. Durch ein organdyähnliches Sieb erkannten wir nicht viel mehr als unsere Umrisse. Dennoch sah ich ihr Entsetzen in ihrem Gesicht über mein Aussehen, war ich doch bei meiner Körpergröße von fast 1,80 Meter auf 49 Kilo abgemagert. Selbst dem Wächter, der auf uns aufpaßte, stiegen die Tränen in die Augen. Es muß im Jahr 1946 gewesen sein, Mutter war damals 78 Jahre alt. Ihren Söhnen gegenüber war sie die Verkörperung der Mutterliebe. Sie starb zwei Jahre vor meiner Rückkehr, fast 83 Jahre alt. Ihr Leben endete in Sorgen, und sie sehnte den Tod herbei. Kurz vor ihrem Ende begrüßte sie jeden neuen Tag mit den Worten: „Es ist ja noch immer Licht!“

Damit lassen wir Oskar Kobers „Erinnerungen eines alten Hohenelbers“ aus den Heften der Zeitschrift Riesengebirgsheimat enden.. Auch ihr Autor verabschiedete sich 1981 von den Lesern:

Liebe Landsleute, ich danke Euch von Herzen, daß Ihr mich auf der langen Reise durch die Vergangenheit begleitet habt. So mangelhaft meine „Erinnerungen“ auch mitunter sein mögen, sie sind mit Herzblut geschrieben.

Waren sie mein Schwanengesang? Ich hoffe, daß mir Gott noch einige Zeit geistige Rüstigkeit schenkt und noch einige Jahre körperlicher Gesundheit. Seid herzlich begrüßt von Eurem Landsmann

Oskar Kober, Alte Grube 5, 3589 Mardorf



Das Ehepaar Kober mit den Söhnen Dietmar und Oskar und Vater Josef Erben

Für seine Familie

und die, welche nach ihm kamen „und noch kommen werden“, beschrieb Oskar Kober auf 17 Schreibmaschinenseiten sein Leben bis zur Rückkehr aus der langen Gefangenschaft.

Dieser frühe Bericht ist geeignet, das zwei Jahrzehnte später in der „Riesengebirgsheimat“ Gedruckte zu ergänzen. Der Titel war damals schon:

Erinnerungen und Gedanken

Wie könnte ich meinen Heimatort im Riesengebirge vergessen, das einst deutsche Hohenelbe zu beiden Seiten der noch so jungen Elbe gelegen, die allein im Kreise Hohenelbe ein Gefälle von etwa 1000 Meter aufzuweisen hat, während das Gefälle ab dort bis zur Nordsee gerade noch 400 Meter ausmacht.

Mein Geburtshaus stand an der Ecke Bahnhofstraße/Gendorfstraße. Die Eltern, damals noch in den allerbescheidensten Verhältnissen lebend, hatten dort ein kleines Giebelstübchen. Dort erblickte ich am 19. April 1898 das Licht der Welt. Das Haus steht heute nicht mehr, 1953 stand es noch, als ich Hohenelbe verließ. Das gegenüberliegende Haus Gendorfstraße Nr. 1, in dem wir wenig später und bis 1914 lebten, wurde schon bald nach dem 1. Weltkrieg abgerissen.

Vater war 1868 geboren und kam aus Hennersdorf. Dort waren die „Kober“ häufig. Er dürfte das Schneiderhandwerk in den Jahren 1882 bis 1885 in Niederlangenau beim Schneidermeister Burkert erlernt haben. Da man meinen Vater „Schneider Seffa Pepsch“ (beides sind Abkürzungen für Josef) nannte, wird wohl das Schneiderhandwerk seit Generationen in der Familie betrieben worden sein. Zur Zeit meiner Geburt jedenfalls schneiderte er. Unter anderem nähte er Satteldecken für die Firma Ig. Th. Petera&Söhne. Der vormalige Sattlermeister Ignaz Theodor Petera wurde mein Taufpate.

Man sagte, daß die von meinem Vater gefertigten Anzüge eine hervorragende Paßform hatten. Aber er selbst hatte wohl nicht viel Freude an der Schneiderei! Deshalb begann er, bei der Bezirkskrankenkassa als Kontrolleur zu arbeiten, wechselte dann dort in den Kanzleidienst und leitete schließlich in den Jahren 1914/1915 dieses Institut. Er starb mit 69 Jahren.

Meine Mutter war in Bernsdorf ebenfalls i. J. 1868 geboren als Tochter eines Aushilfslehrers. Die hervorragenden Eigenschaften dieser Frau zu schildern, vermag selbst der Sohn nicht. Worte wie Mutterliebe, Herzensgüte u. ä. würden nur banal klingen und das Bild verzeichnen, das ich von ihr im Herzen trage.

Ihr Bild, das der Häftling im Herzen trug, ließ ihn 1949 ausrufen:

LIEBE MUTTER !

Solang dein liebes Herz noch schlägt,
Da bleibe ich ein Kind, oh Mutter mein.
Obgleich mein Haar schon längst ergraut,
Will ich recht lange noch dein Junge sein.

Mit erst 16 Jahren stand sie vor der Aufgabe, der Familie - ihrem Vater und den jüngeren Geschwistern - Hausfrau und Mutter zu ersetzen. Ihr Vater scheiterte als Geschäftsmann. Er war intelligent und gebildet und durfte als Aushilfslehrer die einklassige Schule in Keilbauden, Seehöhe 1200 Meter, unterrichten. Die Familie übersiedelte mit ins Gebirge. Trotz ihrer vielen Pflichten als Hausfrau ging Anna Patzak bis nach Füllenbauden (500 m Höhenunterschied!), wo sie bei den Betreibern des Steinbruchs die Hausarbeit verrichtete, oder sie spielte im Gasthaus Adolf in Pommerndorf gegen Entgelt mit der Violine zum Tanz auf. Das waren die schweren Jahre in meiner Mutter Jugend.

Oskar Kobers Erinnerungen aus seiner Kindheit führen uns in das Haus Gendorfstraße Nr. 1 in Hoheneibe. An einen nächtlichen Lärm im Februar 1902 kann sich der Erzähler noch erinnern, weil er sich beim Erwachen nämlich in der Küche liegend wiederfand, anstatt nebenan in seinem Bettchen. Sein Bruder Viktor war gerade geboren worden,

Viktor, der ein paar Jahre später im Kindergarten nicht zu halten war, wo es doch dem Oskar so gut gefallen hatte beim Fräulein Müller!

*Oskar lernte gern und leicht. Wahrscheinlich konnte ich schon lesen und schreiben, ehe ich zur Schule ging, notiert er. In der Volksschule fiel mir alles in den Schoß, habe mich kaum anzustrengen brauchen. Später (1953) konnte ich fast alle meine Schulzeugnisse retten“. - *Tatsächlich! Eine Mappe mit vielen vergilbten Dokumenten, Zeugnissen aus vielen Schuljahren, ist heute im Besitz seines Sohnes Oskar Kober jun.**

Das sogenannte Frequentationszeugnis zum Übertritt aus der Volksschule in das gerade gegründete Hoheneilber Gymnasium enthielt nur drei Noten: Religion, Muttersprache und Rechnen. Alle drei Noten lauteten bei mir auf 1. Im Gymnasium sprach man schon die Primaner mit Sie an. Daran konnte ich mich lange Zeit nicht gewöhnen. Auch war ich der Meinung, das bequeme Schulleben ginge hier so weiter wie in der Volksschule. Schon nach der ersten Klassifikationskonferenz wurde ich mit einem Tadel wegen Französisch bedacht und der Lehrer, Professor Dewald, sagte mir danach etwa: „Kober, ich kann Sie hier nicht brauchen. Sie haben hier nichts zu suchen und ich werde dafür sorgen, daß Sie fliegen.“ Dewald war im übrigen ein ausgezeichnete Französischlehrer. Seine Drohung war für mich gerade der richtige Ton! Ich bekam eine Stinkwut und wollte es ihm zeigen. In wenigen Tagen konnte ich den bisher durchgenommenen Stoff auswendig niederschreiben. Als es zum nächsten Diktat kam, schrieb ich fehlerlos. Der Herr Professor hielt mich für einen Abschreiber. Das ließ ich mir nicht bieten und so kam es, daß ich einzeln drangenommen wurde. Dem Lehrer blieb gleichsam die Spucke weg, wie richtig und sicher ich aber auch alle seine Fragen beantwortete. Bei der Methode bin ich geblieben: Memorieren, also auswendig lernen, und das Gelernte aus dem Kopf niederschreiben. Bis zur Matura hatte ich häufig die besten Noten in Französisch, obzwar mehrere reiche Mitschüler französische Gouvernanten hatten. Sonst war ich ein ziemlich faules Huhn. Erst im Obergymnasium wurde ich von Jahr zu Jahr besser und hatte im letzten Zeugnis nur noch eine einzige 3 aus Mathematik, ausgerechnet aus der Disziplin, die mich später so fesselte und mein Steckenpferd wurde.

In der 1. Volksschulklasse hatte ich in Turnen nur „genügend“. Ich war körperlich schwach. Das muckerte mich nicht wenig. So fing ich schon früh an, regelmäßig zu trainieren. Mein Vater, der Schneider, hatte ein schweres Bügeleisen. Mit dem tat ich meine ersten Übungen als Gewichtheber. Über dem Türrahmen kratzte ich Mörtel heraus, hatte so Griffe und übte Klimmzüge. Später schaffte ich ohne weiteres 30 davon. Aus Sandstein klopfte ich mir ein 30 kg schweres Hantel und übte und übte. Morgens, mittags und abends je 20 Hebungen im Drücken. Später habe ich eine Hantel von 70 kg in einer Hand hochstoßen können



Der 62 jährige Oskar Kober mit Schwiegervater Josef Erben

K. k. Staats - Reform - Real - Gymnasium in Hohenelbe

Reifezeugnis .

Oskar Kober

geboren am 19. April 1898 zu Hohenelbe in Böhmen, röm. kath. Religion, hat die Mittelschulstudien im Jahre 1909/10 am Städtischen K. F. J. Reform - Real - Gymnasium zu Hohenelbe begonnen, am k. k. Staats - Reform - Real - Gymnasium zu Hohenelbe fortgesetzt und beendet und sich der Reifeprüfung im Sinne der Ministerial-Verordnung vom 12. Nov. 1910, Z 48077 (M. V. Bl. Nr. 51) unterzogen u. zw. im Sinne d. Min. Erl. vom 8. Oktober 1914, Z. 2988/K. U. M.

Auf Grund dieser Prüfung wurde er mit Stimmeneinhelligkeit zum Besuche einer Universität mit den in den Ministerial - Verordnungen vom 29. März 1909, Z. 1997 (M. V. Bl. Nr. 17) und vom 12. Dezember 1909, Z. 49645 (M. V. Bl. Nr. 2 ex 1910) festgesetzten Einschränkungen für

reif

erklärt.

Hohenelbe, am 21. November 1916

Ad. Müller, m. p.

Vorsitzender der
Prüfungskommission.

Ad. Müller, m. p.

Direktor

Dr. Karl Schneider, m. p.
Klassenvorstand

Das Maturazeugnis Oskar Kobers (wie schon auf Seite 35 klein dargestellt). Abschrift diente bei Zulassung zum Studium in Prag (S. 94)

Dieses Training und meine Übungen im volkstümlichen Turnen (Leichtathletik) waren von Erfolg begleitet. 1914, knapp vor Kriegsbeginn, errang ich im volkstümlichen Turnen der Gymnasien und sonstigen Mittelschulen des Sudetenlandes den 2. Preis. Unsere bisher unbekannte Anstalt brachte in der Oberstufe den 1., in der Mittel- und Unterstufe den 2. Preis und in Faustball die Meisterschaft heim. So war unser Abschneiden 1914 eine kleine Sensation. Wie würden heute solche Erfolge gefeiert werden! Damals krächte nach unserer Rückkehr kein Hahn nach uns. Als die Diplome ankamen, gab sie uns der Direktor in einer Pause in seinem Arbeitszimmer. Ohne weitere Formalitäten.

Bevor ich noch die Matura ablegen konnte, brach der Erste Weltkrieg aus. Professoren rückten zum Militärdienst ein, der Unterricht wurde gekürzt. 1916 hat man mich als "tauglich ohne Gebrechen" gemustert, und ich mußte einrücken, zum Inf. Reg. 74 in Jičín. Ziel: Offizierslaufbahn. Dazu Prüfung für Einjährig-Freiwillige mit Erfolg abgelegt, dann Offizierschule in Kaaden und Gablonz. Das war die bisher und bis zu meiner Einkkerkerung fast drei Jahrzehnte später schwerste Zeit in meinem Leben. Kaum 18 Jahre alt, mußte ich ein Pensum durchstehen, das ich nicht einmal vom Hörensagen kannte. Doch ich nahm auch diese Hürde, wurde nach Graz abkommandiert, dort bald zum Korporal (Unteroffizier) ernannt. Als solcher meldete ich mich noch im Jahre 1916 zum Fronteinsatz. Inmitten des Landsturmbataillons Nr. 10 ging es, von Marschmusik begleitet, zum Bahnhof. Als es hieß "Kompanie halt! Habt acht! Zum Gebet!" und die Musik Theodor Körners "Vater, ich rufe dich" intonierte - da lief es mir nun doch kalt über den Rücken, denn nun wurde es ernst. Wir sind auch nicht alle heimgekehrt, die wir uns freiwillig nach Graz gemeldet hatten.

Als wir nach einem Kurs in Hermagor weiter hinein in die Alpen zur Front kamen, war ich schon Zugführer, mit drei Sternen beiderseits am Kragen. Wir lagen dort in Stellung, den Italienern gegenüber. Größere Kampfhandlungen konnten sich wegen der Unwegsamkeit des Geländes nicht entwickeln. Im Winter krochen wir nur in Schneetunneln herum und mußten uns dabei an Seilen festhalten. Ich war dort bis in den Sommer 1917. Nach dem Frontdienst wurde ich zum Fähnrich ernannt und war damit in die Reihe der Offiziere aufgerückt. Nach

weiteren Kursen und Einsätzen in der dann folgenden Zeit bis zum Sommer 1918 und nach vielen grauenhaften Erfahrungen ging ich auf Studienurlaub nach Prag. Für das Studium der Medizin gab es zwei Semester Urlaub. Glück für mich, denn zu dieser Zeit wurde mein gesamtes Bataillon von den Italienern gefangen genommen. So erlebte ich die Umsturztag 1918 in Prag. Das Studium gab ich auf, da es mir an dem nötigen Geld fehlte.

Ich wollte Lehrer werden. Mutter riet mir davon ab, sie erinnerte sich, wie wenig glücklich ihr Vater in diesem Berufe gewesen war. Also ging ich in die Reichenberger Handelsakademie, bestand dort den Maturakurs und tat danach etwa ein Jahr Dienst im Verbands der Gesamtindustrie in Hohenelbe. Mein Ziel, Beamter zu werden, erreichte ich in der Böhmisches Unionbank, Filiale Hohenelbe. Doch diesem Beruf konnte ich absolut keinen Geschmack abgewinnen. Man hielt mich für verrückt, als ich mit 25 den Dienst zugunsten der Lehrerbildungsanstalt aufgab. Es war aber das einzig Richtige. Als Lehrer war ich glücklich, wenn auch ein armes Luder. Aber was wäre mit mir 1953 im Nachkriegsdeutschland geschehen? Kein Mensch hätte mich mit 55 noch eingestellt - wäre ich nicht Lehrer gewesen. Als solcher hatte ich schon in den frühen Jahren die schönsten Erfolge. Die Tschechen sperrten eine deutsche Schule nach der anderen, so war ich denn viel auf Wanderschaft. Mußte ich eine Stelle verlassen, gab es Tränen bei den Schülern, so zugetan waren sie mir.

Neben meinem Beruf trieb ich fleißig Sport, von der Leichtathletik über den Eis- und Skilauf bis zur Schwerathletik. War dort einer der besten Gewichtheber. Jahrelang nahm ich an fast allen Wettturnen im Riesengebirgsgau teil. Ohne Preis kam ich niemals heim. Bald trug ich die bronzene und die silberne Ehrenplakette an meinem Turnerrock.

Wohl hatte ich Mädchenbekanntschaften am laufenden Band, aber zu ernsthaftem Ergebnis führte keine. Bis ich nach sieben Lehrerstellen die in Pommerndorf bekam, denn dort heiratete ich "der Wirtin Töchterlein" aus dem Hotel Erben. Als Dietmar geboren wurde, war ich Schulleiter in Rennerbauden. Da man hier gar zu weit ab war von ärztlicher Hilfe, bewarb ich mich um die Stelle in Niederlangenau. Die

Sehnsucht nach den schönen Rennerbauden, hoch im Gebirge, verließ uns lange nicht. In Niederlangenau kam an einem Sonntag des Jahres 1938 unser Sohn Oskar zur Welt. Hier erlebten wir auch den Einmarsch der deutschen Truppen. Es waren bange Stunden zu überstehen, bis die Tschechen abgezogen waren.

1941 wieder in Pommerndorf, hier schon als Oberlehrer, übernahm ich die vakant gewordene Stelle des Ortsgruppenleiters der NSDAP, wie es hieß "provisorisch bis Kriegsende". Das sollte mir zum Verhängnis werden. Ich war kein Scharfmacher, habe nie jemanden angezeigt. Von der Partei wußten wir nichts Nachteiliges, ihr hielten wir die Treue, weil sie uns vom Tschechendruck befreit hatte. Als 1945 das bittere Ende nahte, war uns allen bange. Nie aber hätte ich für möglich gehalten, was dann geschah, daß sich die Tschechen so weit vergessen würden! Und dies nicht nur im Überschwang der ersten Tage, sondern konsequent und immer bestialischer durch viele Monate hindurch.

Am 23. Mai war ich das erste Mal verhaftet, aber bald wieder freigelassen worden, da nichts gegen mich vorlag. Mein Nachbar Reinhold L., ein Rohling besonderer Sorte und bereits eingesperrt, lieferte dann die Begründung für meine Festnahme am 11. Juni und die Einkerkelung. Und er brüstete sich noch damit!

Die Groh-Villa und später die Schreiber-Villa in Oberhohenelbe dienten den "Verhören". Kubalek hieß der Oberhenker, er soll der Sohn eines in Jičín angesehenen Advokaten gewesen sein. Wieviel Blut klebte an den Händen dieses Mannes! 1948 hatte er seine Rolle ausgespielt. Ein ehemaliger Oberleutnant namens Spanieli schlug mir den Arm blau und schwarz. Ein dritter, Kratky hieß er, schlug mich ins Gesicht. Diesen Bestien wurde dann am 8. Mai 1946 eine völlige Amnestie für ihre Verbrechen zugestanden, wenn sie "eine gerechte Vergeltung für Taten der Okkupanten zum Ziel hatten".



DEM HENKER
VON HOHENELBE
(Kubalek) 1945 - 46

Wieviel Leid
Für alle Zeit
Fügest du
Uns allen zu !
Wieviel Blut
Floß deiner Wut !
Deine Spur
Ist Grauen nur.

Ungezählt,
Die du gequält,
Toll vor Wut
Und Übermut,
Umgebracht
Bei Tag und Nacht
Und verscharrt
In Flur und Wald

"Ungezählt, die du gequält ..."

In einem der schlimmsten Gefängnisse der ČSSR, dem Zuchthaus Karthaus in Jičín, begannen meine Haftjahre nach dem Gerichtsurteil „15 Jahre schwerer Kerker, verschärft durch ein vierteljähriges hartes Lager“. Im Frühjahr 1947 brachte man mich in das Lager für invalide Häftlinge in Hohenelbe. Hier war ich so eine Art Faktotum, da ich anständig war und Tschechisch in Wort und Schrift beherrschte. Doch dann ging es weit gegen Osten, nach Troppau, zuerst zu einem Straßenkommando in dem Dörfchen Butschafka. Da ging es mir besser, es gab mehr Freiheiten, wir konnten in der arbeitsfreien Zeit im Garten liegen, konnten uns auch zusätzlich etwas kaufen.

1950 hatte die Herrlichkeit zunächst ein Ende. Wir kamen in das Lan-

desgefängnis in Troppau. Für mich mehrten sich dort die Verpflichtungen. Ich wurde allmählich Leiter einer „Sackarna“, in der Säckchen, Tüten, Schachteln u. dgl. geklebt wurden. Als solcher verhandelte ich in den Kanzleien oder am Telephon mit den Bestellerfirmen ganz selbständig. Im Gefangenenorchester spielte ich Cello. Eine ehemalige Schülerin hatte mir das Instrument zukommen lassen.

So ging es fast 3 Jahre. Am 14. März 1953 wurde ich „wegen guter Führung“ bedingt entlassen. Das bedeutete leider noch nicht die Rückkehr zur Familie. Nach Hohenelbe gekommen, fand ich Aufnahme bei Frau Lorenz in Harta. Arbeit und geringen Lohn bekam ich als Tagelöhner im Hohenelber Spital. Meine Aussiedelung mußte ich selbst beim Außenministerium in Prag betreiben.

Endlich, am 22. September 1953 traf ich bei Euch, meine Lieben, in Staßfurt ein.



Einige Jahre später! Oskar Kober (2. v. l.) zwischen seiner Frau Maria und deren Vater Josef Erben. Aufnahme von 1959

Viktor Kober, der jüngere Bruder



Vom jüngeren der zwei Kober-Brüder, Viktor, stammt ein Text, den er bei einem Heimattreffen in den 50er Jahren vorgetragen hat. Darin ergänzt bzw. bestätigt Viktor Kober vieles, was sein Bruder Oskar geschildert hat.

Viktor Kober als junger Mann

... Was ist Heimat? Heimat, das sind unsere Berge, die Wälder, Täler, Dörfer und Städtchen, das sind unsere Nachbarn, unsere Bekannten und Freunde. Heimat ist auch nicht ohne die klaren Fließchen und Gebirgsbäche denkbar; auch Rüberzahl gehört dazu. Unsere Zusammenkünfte hier - auch sie sind Heimat. Die Heimat zu verlieren, das ist so, wie wenn die Mutter stirbt.

... Vergessen wir nicht die großen Männer unserer Heimat! Von ihnen nenne ich als ersten Gerhart Hauptmann. Ich hatte das Glück, ihn im Herbst 1945 noch zu sehen. Er war schon ein gebrochener Mann, bevor er seine Heimat verlassen mußte.

Dann erinnere ich an Igo Etrich aus Trautenau, den Schöpfer der Etrich-Taube. Sie wurde in aller Welt bekannt. Über 3000 Flugzeuge dieses Typs wurden gebaut. Der Erfinder starb mit 68 Jahren in der Nähe von Salzburg. -

Sich selbst ein Denkmal gesetzt haben sich Vinzenz Hampel und der Dichter Otmar Fiebiger mit dem Lied der Riesengebirgler „Blaue Berge, grüne Täler“. Hampel war zu dieser Zeit in Hohenelbe Direktor des Fürsorgeheimes. Er war mein Wohnnachbar. Mit seinem Sohn Erich habe ich oft und gern musiziert. Fiebiger war Lehrer, er stammte aus Altenbuch.

Ein Hoheneiber mit Namen Halirsch war unter Wilhelm Furtwängler der Konzertmeister der Berliner Philharmoniker. Aus Trautenau stammt Fritz Rieger, der Generalmusikdirektor in München. Professor Kaiser, der Gründer des Riesengebirgs-Symphonieorchesters, war lange Jahre Dirigent des Staatsorchesters in Kairo. Er schrieb einmal in einem Brief: „Wenn ich die vielen Boote auf dem Nil mit ihren weißen Segeln sehe, dann überfällt mich Heimweh. Dann muß ich daran denken, wie die Leintücher an der Leine flatterten, wenn meine Nachbarin zu Hause große Wäsche hatte.“

Die Eltern von Harald Kreuzberg, des größten deutschen Tänzers, lebten in Hoheneibe. Hier konzertierte auch schon Altmeister Joseph Haydn im Auftrag und im Schloß der Grafen Morzin. Noch in meiner Kindheit veranstaltete der Graf alle vier Jahre ein Sommerfest in seinem riesigen Park, zu dem die Bevölkerung eingeladen war.

An meine Kindheit erinnere ich mich noch gut. Wir wohnten in einem einstöckigen Steinhaus. Keine Wasserleitung, kein elektrisches Licht. Ich sah als Kind voller Achtung zu, wenn meine Mutter am Morgen den Lampenzylinder putzte, den Docht abschnitt und Petroleum in die Lampe füllte.. Abends saßen wir dann andächtig beisammen und erzählten uns Geschichten. An ein Lesen oder Schreiben war bei dem spärlichen Licht nicht zu denken.

Zwei Räume hatten wir zur Verfügung: eine Küche und ein Zimmer, in dem wir schliefen. Kein Ofen hier, nur ein Eisenofen in der Küche. Samstags wurde gebadet. Das Wasser mußten wir von einer Pumpe über die Straße herholen. Der kleine Ofen erwärmte es nur notdürftig. Einmal maß ich das Badewasser; 18 Grad Celsius. Ich fröstle noch heute, wenn ich daran denke. Das gebrauchte Wasser hatten wir dann über die enge Treppe wieder auf die andere Straßenseite zum Ausguß zu bringen. So einfach lebten wir um das Jahr 1905.

Erste Automobile erschienen im Straßenbild. Vor der Apotheke hielt ein solches Fahrzeug an. Der Magister erschien im weißen Kittel mit einer riesigen Flasche und einem Trichter. Mit dem füllte er den Benzintank, der sich zwischen den Hinterrädern befand. Fuhr das Auto

dann los, so quollen ganze Benzinwolken aus dem Auspuff, und wir Kinder schnüffelten diese Dämpfe mit Wonne in uns hinein. Für unsere Begriffe rochen sie gut.



Der "Patent Motorwagen" des Carl Benz (1888) beim Tanken vor der Apotheke

1922 mußte ich meinen Wehrdienst bei der tschechoslowakischen Armee ableisten. Zwei Jahre mußte man dienen. Ich kam zur berittenen Truppe in die alte Festung Josefstadt. Die Stadt war häßlich, die Unterkunft der Soldaten katastrophal. Wir waren zu sechzig Mann in einem einzigen Raum untergebracht. Kein elektrisches Licht, kein Wasser, nur eine Pumpe im Hof. Das war besonders im Winter eine Qual. Das Eßgeschirr mußte auch als Waschschüssel dienen. Richtig reinigen konnte man es nie. Und die Latrine! Die Exkrememente fielen direkt in die Mettau.

Wie gesagt, Josefstadt war keine schöne Stadt. Von den über 7000 Einwohnern waren nur 1400 Zivilisten, 400 davon waren Damen mit

Fragezeichen. Wir deutschen Soldaten gingen sonntags lieber in die Umgebung - in die Dörfchen Hermanitz, Silverleit, Gradlitz, Wölsdorf und Kukus - denn die waren deutsch. Ja, bis nach Rettendorf gingen wir tanzen. Die sechs Stunden Hin- und Rückweg scheuten wir nicht.

Diese Schilderung von Viktor Kober, Jahrgang 1902, sandte mir seine Tochter Lorelies Nitschinger, die nach dem Umsturz 1945 mehr als vier Jahre als verschollen galt. Hilfsbereite Menschen hatten sie damals aus dem südböhmischen Pilgram über die Grenze in die von Amerikanern besetzte Zone gebracht. Dem Waisenhaus entging sie durch das Einschreiten eines gutherzigen Lagerleiters. Er vermittelte das 9jährige Mädchen zu Pflegeeltern nach Niederbayern. Zufällig entdeckte eine Frau, die vom Schicksal des elternlosen Kindes wußte, den Namen Viktor Kober auf einem Plakat im hessischen Bad Wildungen. Es lud zum Besuch eines Konzertes ein, in dem Kober als Solist mitwirkte. Diese glückliche Fügung führte schließlich dazu, daß der Vater nach über zwei Jahren vergeblicher Suche seine Tochter wiederfand.

Viktor Kober war vor dem Krieg bei der AOK in Hohenebelbe angestellt, später als Wehrmichtsangehöriger beim Wehrmeldeamt. Nach dem Tod seiner Frau im Dezember 1944 wurde er noch an die Ostfront beordert und geriet in russische Gefangenschaft. Töchterchen Lorelies war damals bei ihrer Tante in Südböhmen, ihr jüngerer Bruder bei der Großmutter in Thüringen. Erst zweieinhalb Jahre nach Kriegsende fanden Vater und Kinder wieder zusammen. Viktor Kober starb 1986 im Alter von 84 Jahren.

Von Viktor Kober gibt es einen Brief an Dr. Otto Renner aus dem Jahre 1970. Dr. Renner gab ihn der "Riesengebirgsheimat" zum Abdruck, als sich am 18. Dezember der Geburtstag seines Vaters zum 100. Mal jährte.

Erinnerungen an Vater Renner, genannt “der Ski-Renner”

(RH Dez. 1977)

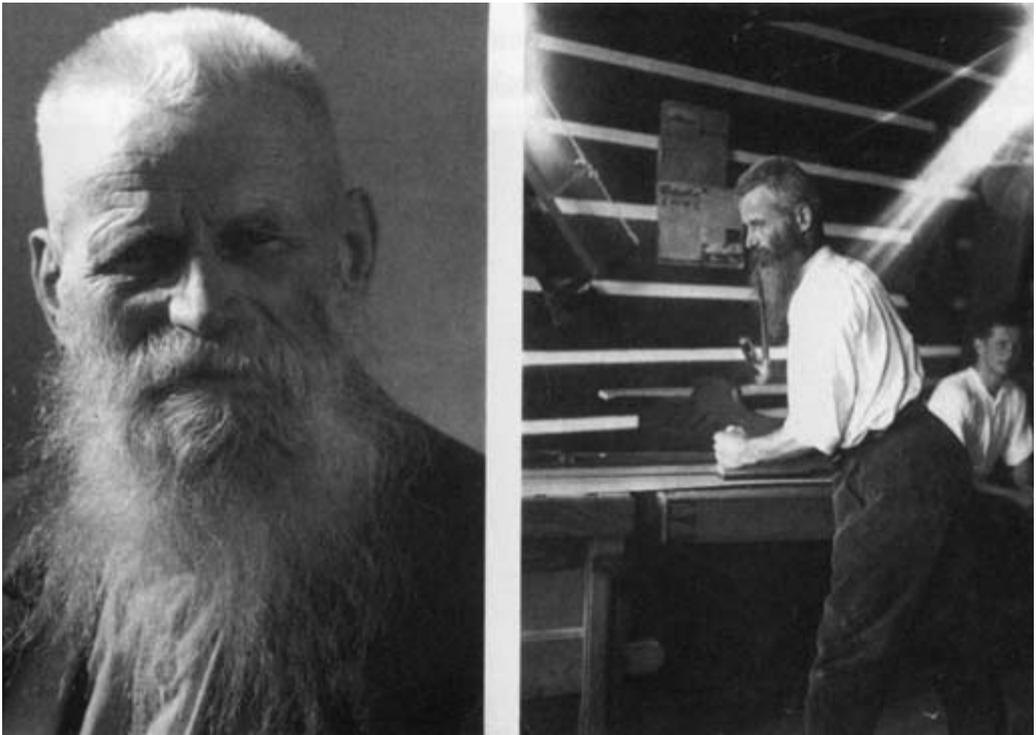
Verzeiht, daß ich mich erst so spät melde. Ich mußte mit dieser Todesnachricht erst fertig werden. Was für Gedanken und Erinnerungen wurden durch sie geweckt!

Für mich waren es mit die schönsten Stunden meiner Jugend, die ich da oben am Berg verbringen durfte, wohl aufgehoben in der Stube, im Haus, im “Garten”, wie Ihr so schön Eure blumenbunten Wiesen nanntet, im Wald um Euer Haus und vor allem in Euer aller Nähe. Ich war einer, der zu jeder Jahreszeit und bei jedem Wetter beim Ski-Renner anklopfte und dort auch stets ein gastliches Haus fand.

Es war an einem Weihnachtsfeiertag, an dem das große Wandern in die Berge, ins “Rennerhäusl”, begann. Es gab in jenem Jahr noch keinen Schnee. Im Tal hatten wir wochenlang Nebel gehabt, alles und jedes war mit Rauhreif bedeckt. An einem solchen grauen Morgen, an dem es nicht Tag werden wollte, ertönte vor der elterlichen Wohnung in der Stadt ein Pfiff. Mein Freund Willi G. stand draußen. “Mensch, Viki, komm mit! Oben im Gebirge ist blauer Himmel und Sonnenschein, und man kann über halb Böhmen hinweg sehen”. Als wir nach Stunden den Friesweg hinaufwanderten, lichtetete sich der Nebel, die Sonne brach durch. Nicht zu glauben für mich! Als dann der Nebel völlig unter uns lag, sahen wir wahrhaftig “über halb Böhmen hinweg”. Das war die Stunde, in der ich zum ersten Mal Herrn Renner die Hand schütteln durfte.

Unvergeßlich ist mir auch, was Du mir über die Heimkehr Deines Vaters aus dem ersten Weltkrieg erzähltest. Vier Jahre und vier Monate waret Ihr drei Jungen mit der Mutter und der Großmutter allein gewesen, allein für die harte Arbeit um das Haus und das Anwesen im Gebirge. Noch ehe Ihr zur Schule gingt, war Euch der Umgang mit Säge und Hacke, mit Sense und Rechen vertraut. Vater hatte die ganzen Jahre sehr gefehlt. Er wurde “draußen” gebraucht für Kaiser und Vaterland.

An einem nebeligen grauen Tag im November des Jahres 1918, kurz vor dem Dunkelwerden, war er den Steig vom Walde heraufgekommen. Er hatte von Niederhof aus den Kesselsteig genommen, eigentlich ein ungewöhnlicher Weg. Was mochte ihn bewogen haben, über Niederhof nach Hause nach Rennerbauden zu kommen? Warum ist er nicht den Fahrweg über Pommerndorf und den Lahrbusch gegangen? Ich denke, er hat auf diese Weise wieder von dem Besitz ergriffen, was er über vier Jahre hatte allein lassen müssen. Eben das und die harte Arbeit umfingen ihn nun wieder. Euer Vater hatte eine verschlissene blaugraue Montur getragen, als er gleichmäßigen Schrittes den Steig vom "Winkel" durch Euren "Garten" auf sein Haus zu kam. Die österreichische Feldmütze und ein fast leerer Militärrucksack waren seine ganze Habe. Auf der Fahrt durch Böhmen hatten die Tschechen noch so manches abgenommen. Vater Renner war mit einem Vollbart aus dem Krieg heimgekehrt.



Beide Fotos zeigen den „Ski-Renner“ und sind dem Ortsbuch Pommerndorf von Dr. Pepi Erben und Hans Adolf (2000) entnommen.

Wie mag ihm zu Mute gewesen sein, als er 1945 mit Mutter Renner sein Haus und seine Heimat verlassen mußte? Wenn er auch alles verlor, was ein Mann an Hab und Gut verlieren kann, so war ihm doch das Glück beschieden, wieder ins Gebirge zu kommen und dort oben am Berg einen langen und ruhigen Lebensabend verbringen zu können. Nun habt Ihr ihn an einem Novembertag im Angesicht des Berchtesgadener Landes und seiner Berge der Erde übergeben. Er wird nun nach seinem Lebensweg die Ruhe genießen, die von ihren Gipfeln ausstrahlt. *Brief Ende.*

Zu Jahresbeginn 1968 hatte „Riesengebirgsheimat“ noch berichtet:

Am 18. Dezember 1967 feierte Josef Renner im Altersheim Villa Kanzel in Berchtesgaden seinen 90. Geburtstag.

Es ist lange her, seit der Ski-Renner um diese Jahreszeit in seiner Werkstatt in Rennerbauden Hochbetrieb hatte. Noch länger ist es her, seit viele Wettläufer des „Schneeschuhläufer-Vereins Rubezahl, Rennerbauden“ bei den ersten Wettläufen „am Keil“ und anderswo von Ski-Renner hergestellte Skier benutzten. Das war kurz nach der Jahrhundertwende!

Der Jubilar erfreut sich noch zufriedenstellender Gesundheit.

Betrachtungen

von und über Oskar Kober

Aus den zahlreichen Beiträgen Oskar Kobers in unserem Heimatblatt habe ich bisher hauptsächlich die eigentlichen Lebenserinnerungen herausgefiltert. Die seit 1978 gelaufene Artikelreihe war aber bezeichnenderweise betitelt mit „Erinnerungen und Gedanken eines alten Hohenelbers“. Diese Gedanken, häufig inmitten des Biografischen vorkommend, sollen zusammengefaßt zur Geltung gebracht werden und das Bild vom Menschen Oskar Kober abrunden.

Ein nicht von Kober stammender Artikel über eine Jugendorganisation im Deutschvölkischen Turnverein, die „Jungtumgruppe“, sowie Auszüge aus einem Bericht über ein Turnfest des Aupa/Elbe-Gaues in Hohenelbe 1924 scheinen mir geeignet, die geistige Ausrichtung des jungen, erfolgreichen Turners Oskar Kober zu erklären. Vergessen wir nicht, daß unsere deutsche Volksgruppe in Böhmen schon in der Habsburger Monarchie um ihre nationale Eigenart schwer zu kämpfen hatte. Umso mehr war das dann nach 1918 der Fall. Bei diesem Bemühen, sich gegen das Staatsvolk der Tschechen zu behaupten, bildeten die deutschen Turner die Phalanx der deutschen Minderheit in der ČSR.

Oskar Kober zum Heimattreffen Marktoberdorf 1974

Die Tagung stand ganz im Zeichen des Dankes an Marktoberdorf und seinen Altbürgermeister (*Anton*) Schmid. Sein verdienstvolles Wirken setzt nun der neue Bürgermeister, unser Landsmann Vatter, zielbewußt fort. Lutz Vatter sprach ein wahres Wort, als er sagte: „Wir lieben unsere alte Heimat noch innig, doch die Liebe zu unserer neuen Heimat ist nicht geringer.“ ... Ohne die im Laufe der Zeit gewachsenen Verflechtungen wären die Vertriebenen nicht das, was sie heute sind. Aber auch Marktoberdorf wäre ohne die Vertriebenen nicht das blühende Gemeinwesen, als das es sich heute darbietet.

Ein Erlebnis besonderer Art war für mich die Begegnung mit dem Heimatdichter Hugo Scholz. In ihm fand ich nach 57 Jahren einen Kriegskameraden vom Sturmbataillon der 44. Infanteriedivision. Wir standen gemeinsam an der italienischen Front

Werbet für unseren Heimatkreis, werbet für unser Museum! Werbet aber auch für unsere Heimatzeitung! Erfüllt ihr gegenüber pünktlich eure Verpflichtungen! Damit helft ihr, deren Bestand zu sichern. Wir wollen doch nicht durch eigene Schuld vom Winde verweht werden!



28. Jahrgang / Nr. 7

Heimatblatt für die Kreise Hohenelbe und Trautenau

Juli 1974

*1980 schrieb die
Riesengebirgsheimat: Zur Nachahmung empfohlen!*

Oberlehrer Oskar Kober, der in 3589 Mardorf bei Homberg/Efze wohnt und 82 Jahre auf dem Buckel hat, ist auch im Hessenlande dem Wandern treu geblieben. Im Frühling 1980 konnte er den Mosenberg, an dessen Fuß er wohnt, zum 6000. Male besteigen. Diese sechstausend Bergbesteigungen - zuweilen zweimal am selben Tag - kommen einer halben Erdumwanderung gleich und die dabei insgesamt überwundenen Höhenmeter einer Luftlinie Hamburg - Rom. Die örtliche Presse würdigte die Leistung und die Naturverbundenheit Kobers und wünschte ihm noch viele frohe und stärkende Wege auf den geliebten Berggipfel.

Oskar Kobers Gedanken zur Wintersonnenwende

Auszug aus RH Dez. 1964

In der Zeit meiner Kerkerhaft verirrte sich nicht ein Sonnenstrahl in diese Abgeschiedenheit. Damals wurde die Nacht zu meiner Freude. Da starrte ich schlaflos Stunde um Stunde nach den wenigen Sternen, die in ihrem Reigen an dem kleinen Fenster vorüberzogen. Dabei vergaß ich Raum und Zeit, und allmählich formten sich in mir die Worte:

WOZU?

Unendlich tief, unendlich weit,
Von Ewigkeit zu Ewigkeit
Der Sterne Meer . . . woher?

Und wandern muß die Sternenwelt
Seit Anbeginn am Himmelszelt,
Nach wessen Sinn . . . Wohin?

So feierlich voll Licht und Glanz
Am Himmel hoch der Sterne Tanz,
So still und stumm . . . Warum?

Muß starren in der Sterne Rund'
Und schmerzhaft grübeln Stund um Stund,
Ohn' Rast und Ruh' . . . Wozu?

In diesen unergründlichen Reigen der Sterne ist auch unser Stern, die Sonne, eingliedert. Ihre Bahn bestimmt die Sonnenwende. Wir aber sagen und meinen: „Nun, das ist eben so, das alles geschieht nach Naturgesetz.“ Die meisten Menschen geben sich damit zufrieden und glauben, für den Wandel der Gestirne eine Erklärung gefunden zu haben: das Naturgesetz.

Was ist Gesetz? Naturgesetz? Gesetze geben Menschen einander. Und so ist auch das nur menschliches Beginnen, wenn wir in die Natur die Naturgesetze hineintragen. Sie sind nichts als Krücken, die sich das Menschenhirn selber schafft, um sich in den Naturerscheinungen zurechtzufinden. Was die Natur wirklich ist, was sie tut und was sie



Sternenreigen

Aufnahme von 1954

läßt, welche treibende Kraft im Kosmos wirkt, was den Kosmos regelt, ihn ordnet - das wissen wir nicht. Und wenn wir noch so viel von Naturgesetzen reden. Was die Welt ist, wozu sie ist, wird damit noch lange nicht erklärt Hier bleibt nur noch das Staunen und Erschauern vor der Größe dessen, der über dem Weltall steht. Im Kerker kam ich zu der ERKENNTNIS

Du glaubst, es sei das Höchste,
Begreifen und Verstehn? --
Du wirst am Allerbesten
Dann stets vorübergehn.
Denn Gottes Arm reicht weiter
Als Klugheit und Verstand,

Und jenseits ihrer Grenzen
Beginnt ein Wunderland.
Es liegt in den Gefilden,
Wo selbst die Weisheit schweigt
Und sich in tiefer Demut
Vor Gottes Größe neigt.

So möge denn die Wintersonnenwende uns zur Besinnung aufrufen und zur inneren Einkehr in einer Zeit der Unrast und Unruhe. Möge uns zu dieser Stunde, da die Sonne wiederkehrt, inne werden, daß das nicht die banale Selbstverständlichkeit ist, sondern daß letzten Endes Unbegreifliches hinter all dem steht. ... Auch wir schwingen in diesem Reigen mit, solange Leben in uns ist, aber auch dann noch, wenn dieses rätselhafte Leben uns längst verlassen hat. ...

In vielen Gegenden lodern um diese Zeit Flammen zum nächtlichen Himmel. Sie scheinen mir leuchtende Zeichen zu sein für IHN, daß wir seine erhabene Sprache verstanden haben.

Oskar Kober: Der Wiesenweg.

Eine Betrachtung über die verlorene Heimat

Je ferner die Heimat, umso schöner taucht sie vor unserem geistigen Auge empor. Heimweh tut weh. W i r wissen das. Und diejenigen, die das lange vor uns schon wußten, unsere Vorfahren, sagten von denen, die außerhalb des Landes weilen mußten, sie seien „elend“. (*Elilendi = Ausland, erinnere ich mich aus dem Deutschunterricht*). Welch tiefer Sinn in diesem kleinen Wörtlein! Dieses Wissen erhöht in uns die Achtung vor unserer Muttersprache, die so treffend mit einem einzigen Wort alles ausdrückt, was Menschen fühlen, denen man die Heimat genommen hat.

Uns ist aber die Kraft des Herzens geschenkt, die es uns möglich macht, die Heimat vor unser geistiges Auge zu zaubern, eindrucksvoller vielleicht als früher, denn wir sind doch an manchem blind vorübergegangen, was uns jetzt, in der Rückschau, bedeutungsvoll erscheint. Einzelheiten gewinnen Leben in der Verbannung.

So taucht jetzt ein kleiner Wiesenweg aus meiner Erinnerung auf, ein Weglein, das in das Paradies meiner Jugend, in „die Weißbach“, führte. Wie oft bin ich diesen Pfad gegangen, gedankenlos und mit der Selbstverständlichkeit dessen, der sich seines Besitzes sicher wähnt! Als Knabe lag ich oft nach tollem Jagen müde und träumend im Gras

neben dem Wege. Um mich gaukelten die Falter, summten die Bienen, und am Himmel zogen die Wolken dahin, rastlos sich auftürmend zu gewaltigen Bergen und sich danach wieder auflösend im Ätherblau. Im Bach rieselten die klaren Fluten über den Kies des Bachgrundes, die Fichten im nahen Wald schienen zum munteren Plätschern des Baches ihr ernstes, schwermütiges Lied zu singen. Heidelberg und Schwarzenberg säumten mit ihren dunklen Wäldern das herrliche Bild. Je ferner die Berge, umso unirdischer ward ihr Blau, bis es ganz im Blau des Himmels aufging.



“Ein kleiner Wiesenweg in die Weißbach” - dieser hier führt auf die Wachur

Oskar Kober: Vom volkstümlichen Turnen

Viele sportliche Betätigungen, die heute unter dem Begriff Leichtathletik zusammengefaßt werden, waren schon vor vielen Jahrzehnten den Turnern als „Volkstümliches Turnen“ bekannt. Da gab es aber auch Übungen, die heute nicht mehr üblich oder schon in Vergessenheit geraten sind.

Stabhoch ist heute noch eine angesehene Disziplin. Wir aber sprangen früher auch Stabweit. Dabei nahmen wir den Stab nach Anlauf und Einstich zwischen die Beine und grätschten beim Sprung. Der Langanauer Pogert sprang so über 8 m weit.



Eine weitere Disziplin war das Tauhangeln. An Gerüsten aufgehängte Taue, zweierlei Längen, 8 m und 12 m. An ihnen mußte man sich emporhangeln. Zeit und Haltung wurden bewertet. Für jedes Zucken der ausgestreckten Beine gab es Punkteabzug.

Beliebt war auch das Gerwerfen. Der Ger war bedeutend kürzer als ein Speer, aber schwerer. Man warf den Ger nicht wie den Speer, sondern indem man das stumpfe, schwere Ende auf dem Zeigefinger balancierte und so mit Anlauf warf.

Steinstoßen mußte man aus einem Quadrat von 1,50 m Seitenlänge. Später stieß man einen 15 kg schweren Eisenwürfel aus dem Anlauf. Bei einem Gauturnfest in Halbstadt bei Braunau hatte man einen Sandstein durch Abrunden auf 15 kg gebracht. Dieser Stein war unförmig groß, für die meisten Athleten ein Problem. Ich aber stieß ihn weit und landete auf dem 2. Platz. Neben dem Stein stieß man auch eine 10 kg schwere Kugel aus dem Anlauf. Diese Übung ist starken Männern besser angepaßt als das Kugelstoßen mit der 7 1/4 kg schweren Kugel.

Der Schleuderball, den man heute auch nicht mehr sieht, hing an einer Schlaufe und wurde nach mehreren Drehungen - ähnlich dem Hammerwerfen - geschleudert.

Hochsprung und Weitsprung gab es auch aus dem Stand. Der heute geübte Fosbury-Flop beim Hochsprung wäre damals verboten gewesen. Man mußte beim Aufsprung den Boden zuerst mit Fuß oder Knie berühren, so wollte es die Vorschrift. Nicht mehr üblich ist der Weithochsprung, zu dem man damals Sprungbretter benutzte. Der Hohenelber Turner Ferdi Nossek sprang einmal auf dem Wiesenbaudenfeste aus einer Entfernung von 3,20m noch 1,60 m hoch. Das war schon ein beachtlicher Satz.

Wiederholtes Hantelstemmen mit e i n e r Hand, 37 1/2 oder 25 kg, konnten einem Turner die begehrten 20 Punkte einbringen. Ebenso auch Wurfübungen beidhändig! Zum Beispiel Kugelstoßen beidhändig. Dem lag die Absicht zugrunde, eine einseitige Ausbildung der Muskulatur zu verhindern.

Alle hier beschriebenen Wettkampfformen kamen beim Wettturnen im Turnverband vor.

Aus einer Turnerzeitung von 1931:

Über das Dietwesen und die Turnerfeste

„Berichtszahlen aus der Dielarbeit 1929 in den Vereinen des Nordböhmisches Turngaues :

4044 Dietabende (Turnerabende, Heimatabende), 647 eigene Vortragsabende, 2212 eigene Singabende, 209 eigene Leseabende, 853 Bühnenaufführungen, 152 Märchennachmittage, 1633 Halbtags- und 1483 Ganztagswanderungen, 2880 Ansprachen. Abgehalten wurden ferner 237 Märzgefallenenfeiern, 88 Osterfeiern, 107 Bismarckfeiern, 613 Sonnwendfeiern, 249 Siegerfeiern, 473 Julfeiern, 328 Jahreswendefeiern. Sonstige völkische Veranstaltungen wurden 581 abgehalten. Gesamtteilnehmerzahl bei allen diesen Anlässen 32000“ (Turner-Jahrbuch 1931, S.189)

Auch das Berichtswesen scheint damals schon hoch entwickelt gewesen zu sein. Was aber ist das Dietwesen?, was sind Dietabende? Wir kennen die Silbe d i e t in Vornamen wie Dietlinde, Dieter, Dietrich, Diethart, in Ortsnamen wie Dietramszell, Dietersheim - aber woher mag dieses d i e t stammen und was bedeutete es ursprünglich? Ein Bekannter, Dr. Dietmar B., klärte mich auf: „diet“ stehe für „Volk“ Der junge Oskar Kober jedenfalls wußte um das Dietwesen und die Dielarbeit in der Turnerschaft. Darum überrascht es nicht, daß sein erster Sohn den Namen Dietmar trägt.

Dietwarte waren für „die Feiern bedeutender geschichtlicher oder turnergeschichtlicher Ereignisse sowie für völkische Tage - Sonnenwende, Julfest - verantwortlich“, hieß es in den Bestimmungen für die Durchführung des völk. Erziehungswesens vom Dezember 1920. Überhaupt sei bei jeder Veranstaltung „der deutschvölkische Standpunkt hervorzukehren, sei es durch Reden, Singen, Vorträge, Musik, Sprache, Schrift (deutsche Buchstaben!), Abzeichen, Farben, Blumen usw.“. Dabei sollten die Dietwarte mit den „deutschvölkischen Schutzvereinen, Gesangvereinen, Jugendbünden, Wandervereinen“ zusammenarbeiten. Der Aufgabe der „Gesinnungserziehung“ in den

Zöglingsabteilungen - Zöglinge nannte man den noch minderjährigen Turnernachwuchs - versuchte der Dietwart „durch Belehrungen, durch kernige Sprüche und das Singen völkischer Lieder“ gerecht zu werden. Zweimal jährlich sollten die Gaudietwarte Dietlehrgänge zur Weiterbildung der Vereinsdietwarte abhalten. Der erste derartige Dietwarte-Lehrgang soll am 15. Jänner 1922 stattgefunden haben.

Von einer Dietwarteschulung, die der Nordböhmische Turngau vom 23. bis 29. August 1925 in Reichstadt durchführte, wird berichtet:

Die Vormittage waren durch Schulungsvorträge ausgefüllt. An den freien Nachmittagen fanden Ausflüge (Schloß, Forstschule, Spiegel-fabrik) statt. Bei den vier völkischen Abenden wechselten völkische ernste Worte und Vorträge mit deutschem Humor einander ab.

Die Ziele und Praktiken „des Dietwesens im DTV gerieten Mitte der 20er Jahre in eine Krise“ - wahrscheinlich in Mißkredit deshalb, weil die von der Dietwarterschaft vertretene völkische Ideologie nicht „turnerspezifisch“ gewesen ist. Sie war keineswegs nur im Turnverband verbreitet, sondern insbesondere in kleinbürgerlich-mittelständischen Kreisen in Deutschland, mehr noch in Österreich und im Sudetenland.

*Höhepunkte des Verbandslebens und Kristallisationspunkte der örtlichen und regionalen deutschnationalen Bestrebungen waren die von der Dietwarterschaft gestalteten Turnfeste. Eine Turnerzeitung vom 15. August 1924 gibt den Ablauf eines solchen Festes wieder. Es war „**Das 17. Gauturnfest des Aupa-Elbe-Turngaues in Hohenelbe am 12. - 14. Heumonds 1924, eine große Kundgebung des Riesengebirgsdeutschtums**“ - Aus diesem Bericht ein Auszug:*

... Mit freudigem Herzen erwartete man die lieben Gäste. Äußerlich sollten wehende Fahnen die Festesfreude bekunden. Leider aber war alles Hoffen auf die behördliche Bewilligung zur Beflaggung in deutschen oder Stadtfarben umsonst. Da haben denn im letzten Augenblick tausende fleißige Hände Sträußchen und Kränze und Blumengewinde geschaffen, und die zahlreichen Gäste von nah und fern sahen Sonn-

tag früh die alte Bergstadt geschmückt mit frischem Grün. Und als am Sonntagnachmittag unsere liebe Turnerjugend mit klingender Musik in Begleitung der Turner durch die Stadt marschierte, dem Festplatze zu, da schloß sich Jung und Alt an, um bei der Eröffnung des Festes ja nicht zu fehlen. Die dort von der Schuljugend unter der Leitung des Bezirksjugendwartes Franz Adolf vorgeführten Freiübungen boten ein ausgesprochen schönes Bild. Gleich darauf begann der Neunkampf der Alten, der Fünfkampf der Turner und das Schlagballspiel.

Abends waren im Schützenhause alle Räume bis auf die letzten Plätze besetzt. Hunderte fanden keinen Einlaß mehr. Die Musikvereinigung „Lyra“ und die Sänger der „Liedertafel“ begleiteten den Verlauf des Festabends. Gausprechwart Guido Ehinger begrüßte insbesondere die Turnbrüder aus dem Reiche. Seitens des gastgebenden Vereines entbot Tbr. (*steht für Turnbruder*) Wonka allen Gästen den Willkommensgruß. Anschließend sprach Bürgermeister Hollmann markige Begrüßungsworte, nicht ahnend, daß es die letzten sein werden, die er öffentlich an die Gäste richten konnte. Der Abgeordnete Dr. Lehnert sprach in kurzer, aber begeisternder Rede über die Bedeutung der deutschen Turnerschaft für das deutsche Volk. Sie sei „die waffenlose Armee des niedergebrochenen Volkes, die Hoffnung auf eine bessere und schönere Zukunft.“ Er wolle nicht politisch sprechen, aber „wenn der Präsident dieses Staates als Wahlspruch sich erwählte: Die Wahrheit siegt, so wollen wir ihm folgen. ... Seien wir Streiter und Kämpfer der jetzt noch gefesselten und geschmähten Wahrheit, und glauben wir an ihre sieghafte Kraft! Und auch in anderer Hinsicht wollen wir den Präsidenten Masaryk nachahmen, in der Treue! In einer Zeit, da es gefährlich war, sie zu halten, hielt er sie. Zeigen wir uns gleich mutig wie er und halten wir, wie er, die Treue dem eigenen Volke auch in schwerer Zeit. Wir stehen im Wettbewerb mit einem selbstbewußten Volke. Falken (Sokol) nennen sich ihre Vorkämpfer. Nulli secundus - Keinem nachstehen! soll unser Wahlspruch sein. Wenn jene sich Falken nennen, so arbeitet daran, daß ihr zu Adlern werdet!“ Stürmischer Beifall.

Namens der ausübenden Turnerschaft sprach **Oskar Kober** aus Hohenelbe über turnerische und völkische Hochziele und mahnte insbesondere die Jugend, stets treu zur Jahn'schen Turnerei zu halten. Und

Dr. Hausdorf, Oberaltstadt, der Gaudietwart, fand warme Worte der Liebe zur edlen Turnsache ... Alles in allem bildete der Begrüßungsabend einen würdigen Auftakt zum Hauptfesttage.

Den von heimischen Künstlern und Forschern entworfenen Festzug des nächsten Tages eröffneten ein Turner mit Siegerkranz und Herolde zu Pferde mit Turnerabzeichen. Begeistert begrüßt von den Zuschauern wurden die neue eigenartige Fanfarenmusik der Hohenecker Turner, das lebende Bild, das Theodor Körner darstellte, wie er seine Kameraden durch eigene Dichtungen für Volk und Vaterland begeistert, die Trommler von 1813, die Lützower Freischar zu Pferde und die schmucken Turnerinnen des Aupa-Elbe-Turngaues.

Ein weihevoller Augenblick! Böllerschüsse ... Kirchenglocken ... die sieben Musikkapellen hören auf zu spielen, der ganze unendliche Zug steht ... am Kriegerdenkmal bei der Stadtkirche ... ein Kranz für die Gefallenen des Weltkrieges ... tausende singen entblößten Hauptes: Ich hatt' einen Kameraden.

Später ... die ungeheure Festwiese, ein herrlicher Besitz des Tbr. Max Ehinger, nahm die 25000 Besucher mit Leichtigkeit auf. ... Turnerische Darbietungen ... Freiübungen ... Mannschaftswettkämpfe ... Staffelläufe ... Wettspiele - zusammen waren es über 1000 Turner und Turnerinnen - währten bis in die späten Nachtstunden. Vorher schon, gegen 6 Uhr, fand die Siegereverkündigung statt. Dabei gedachte man des mitten aus dem Festzuge von der unerbittlichen Hand des Todes uns entrisenen deutschen Mannes, des Bürgermeisters der Stadt Hohenecker. Er sei „in seiner völkischen Pflicht gefallen“. - Hut ab! der Turner ... Augenblicke der Stille ... dann folgte die Verteilung der Preise.

Viktor Möhwald und Otto Renner (RH 1982)

Die „Jungtumgruppe“ des Deutschvölkischen Turnvereins Hohenelbe

Ein vergilbtes Foto von Teilnehmern an einem Turnfest war der Anlaß zu dieser Niederschrift (*hier auszugsweise wiedergegeben*).

Auf dem Foto sind ausschließlich Angehörige der Jungtumgruppe des TV Hohenelbe zu sehen. Die Jungtumgruppen waren nur winzige Steine in dem großen Mosaik des Deutschvölkischen Turnverbandes, dieser unvergleichlichen Schule der deutschvölkischen Jugenderziehung im Sudetenland. Für die Tschechen hatte der „Sokol“ als Zusammenschluß der nationaltschechischen Turner ungefähr die gleiche Bedeutung.

Den Anstoß zur Gründung der Hohenelber Gruppe durch Viktor Möhwald und Josef Renner, genannt Poschl, gab ein Bundestreffen des Sudetendeutschen Wandervogels, das in Hohenelbe stattfand. Dieses weckte den Wunsch, in einer Gruppe zu wirken, die ähnlichen Idealen wie der Wandervogel diene. Das Ziel war, Zelte und Kochkessel anzuschaffen, um den Jugendlichen das Wandern in größerem Umfang zu ermöglichen.

Die Herren im Turnverein waren zunächst skeptisch, weil sie meinten, dadurch könnte das Turnen vernachlässigt werden. Und doch wurde eine solche Gruppe ins Leben gerufen. Bei jeder Gelegenheit gingen die Jungen mit Spendenblättern zu je 1 Krone hausieren. Bald konnten Kochkessel und Zelte gekauft werden.

Thilo Scheller aus der „Turnerstadt Asch“, er war Verbandsjugendführer und Schriftleiter der Zeitschrift „Jungtum“, brachte in das Leben der Turnerjugend die Formen und Ergebnisse der Jugendbewegung ein. Aus den früheren „Zöglingen“ in den Vereinen wurden „Jungturner“. Thilo Scheller hatte schon 1925 durch eine Rede zur Sonnenwende den Unmut der Tschechen erregt. Er wechselte deshalb über die Grenze nach Bayern und ging später nach Potsdam an die Preußische Hochschule für Leibesübungen. 1926 erlebten ihn drei Riesengebirg-

ler in einem Zeltlager auf der Insel Rügen. Er hielt jeden Morgen den Wald- und Geländelauf und turnte die Morgengymnastik am Strande in einer Weise vor, daß die Jungen schon vor dem ersten Bade im Meer plitschnaß waren. Doch es war herrlich, unvergeßlich schön! Thilo Scheller pflegte damals zu sagen: „Wenn ich die Riesenwelle nicht mehr drehen kann, will ich nicht mehr leben.“ Er ist mit 82 Jahren gestorben. Wie lange er die Riesenwelle drehen konnte, ist den Chronisten nicht bekannt.

Wir von der Jungtumgruppe des TV Hohenelbe besuchten zweimal wöchentlich die Turnstunden. In der Freizeit wanderten wir mit Kochkessel und Wimpel in die Berge und das Riesengebirgsvorland bis hinunter nach Hermanitz, oder wir zogen nach Klein-Iser und weiter zum Kynast und übers Gebirge zurück. Es kamen auch Mädchen dazu. Mittelpunkt des Freizeitens der Jungtumgruppe wurde das Elternhaus vom Renner Otto in Rennerbauden. Es war der Stützpunkt für Sommer- und Winterunternehmungen. Hier, beim Ski-Renner, wurden manchmal sogar Hausbälle veranstaltet in der Faschingszeit.

In der Stadt hatten die ersten Heimabende in der „Singstube“ des Gasthauses Mai stattgefunden. So richtig schön wurde es erst, als wir uns ein Heim in der „Finkscheune“, also mitten in der Stadt, einrichten konnten. Zwei wohnlich eingerichtete Räume und am Scheunenboden reichlich Platz für herrliche Stunden mit Volkstänzen - ein richtiges „Nest“, wie früher die Wandervögel die Orte ihrer Zusammenkünfte genannt hatten.

Die Heimabende wurden jeweils nach einem bestimmten Leitsatz gestaltet. Im Heimbuch war der Leitsatz geschrieben, darunter fast immer ein Bild, schön in Tusche gezeichnet, aus der deutschen Vergangenheit oder Sagenwelt. Dann unterschrieben die Anwesenden. Darüberhinaus fanden wir immer Zeit für das Turnen und die körperliche Ertüchtigung.

Aus der Jungtumgruppe ging später eine Singgruppe hervor, geleitet von Siegfried Möhwald, genannt Moses. Angeschlossen war ein kleiner Kreis, der sich mit Hausmusik befaßte und ein hohes Niveau erreichte. Eingesetzt wurde diese Gruppe bei der Grundsteinlegung für

die neue Turnhalle im Jahre 1936 und - besonders wirkungsvoll - bei deren festlicher Einweihung. Sämtliche Texte zu den Sprechspielen, untermalt mit Gesang und Musik, hatten unsere jungen Studenten verfaßt.



Aufmarsch zu einem Turnfest in den frühen 30er Jahren

Das Ganze war eine Frucht unserer Jugendarbeit. Noch heute kann festgestellt werden, daß sich all die Arbeit und die Zeit, die dafür aufgewendet wurde, gelohnt hat. Viele tüchtige Menschen gingen aus den Jugendgruppen des TV hervor. Ein Beispiel nur: Hans Peter nahm im späteren Leben einen ungewöhnlichen Aufstieg. Mit Halsschuß in einer der letzten Transportmaschinen aus Stalingrad ausgeflogen überlebte er den Krieg. Nach der Vertreibung holte ihn sein früherer Vorgesetzter, ehemaliger Landrat von Hoheneibe, in das Bayerische Wirtschaftsministerium. Dort wurden ihm in ein leeres Zimmer ein Schreibtisch und ein Stuhl gestellt mit der Aufforderung, darüber nachzudenken, wie er seinen vertriebenen Landsleuten helfen könnte. Dr. phil. Hans Peter schuf aus einer anfänglich kleinen Arbeitsgruppe die

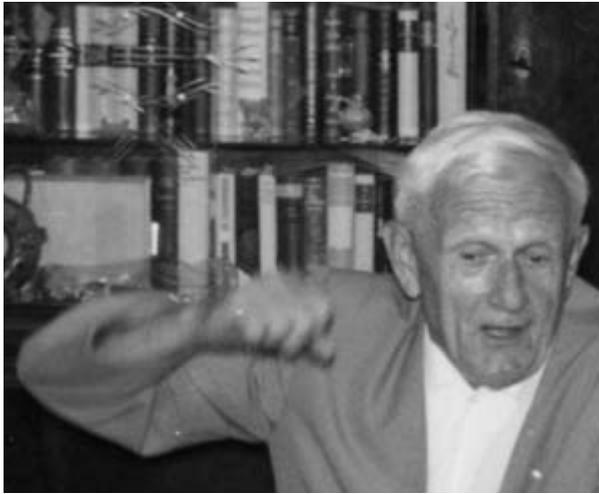
große, selbständige Bank für Wiederaufbau und Gemeinwirtschaft. Er wurde Direktor und mit 50 Jahren Präsident dieser Bank, die über 900 Mitarbeiter beschäftigte. Zu früh verstarb Hans Peter 1974 im Alter von 64 Jahren.

Einige der ehemaligen Jungturner haben in Deutschland wieder eine Tätigkeit in Turnvereinen gefunden, zum Beispiel Dr. Otto Renner als Vorsitzender der in Freiburg gegründeten „Turngemeinde Friesen“. Die Freude an den Leibesübungen haben sich viele bis ins hohe Alter bewahrt.

Oskar Kober: So wie die Katze das Mäusen nicht läßt ...

Leser des ersten Teiles seiner Erinnerungen, offenbar Leute, die ihn und seine geistigen Qualitäten kannten und wußten, daß und wie man den Lehrer Oskar Kober provozieren konnte, sein Wissen auszubreiten, diese Leser verlangten von ihm, auch „über die geistigen Strömungen um die Jahrhundertwende“ (1900) zu schreiben. Daraufhin kündigte Oskar Kober Ende 1978 einen zweiten Teil seiner „Erinnerungen und Gedanken“ an, gab aber gleich zu bedenken: Natürlich wird die Lektüre bedeutend höhere Anforderungen an die Leser stellen als im ersten Teil der Erinnerungen.

Der Oberlehrer verschonte seine Leser nicht. Die umwälzenden Erkenntnisse der Physiker Einstein, Planck und DuBois-Reymond veranlaßten Kober zu der Formulierung: „Heute ist man schon auf Kräfte angewiesen, die wohl theoretisch (also mathematisch/hypothetisch) erschlossen, aber anschaulich nicht dargestellt werden können, etwa eine vierte oder höhere Dimension, deren Erfassung dem Laien so große Schwierigkeiten macht, während diese Vorstellungswelt den heutigen Physikern ganz und gar geläufig ist. Sie erklären, daß gewisse physikalische Erscheinungen als Projektionen aus höheren Dimensionen in unsere dreidimensionale Welt leichter zu verstehen seien. Deshalb nennt ja Albert Einstein die Welt ein raumzeitliches Kontinuum. ...



Diskussionsfreudiger Oskar Kober

Der forschende Menscheng Geist befindet sich manchmal in den gleichen Widersprüchlichkeiten wie die Weltraumfahrt: Wir fahren zum Mond und können doch so viele Fragen nicht beantworten, die uns auf der Erde gestellt werden. Selbst die uralte Frage, was denn das Leben sei, können wir nicht erschöpfend beantworten. Wenn man sich selbst lange Zeit mit heißem Bemühen Gedanken gemacht hat über menschliches Unterfangen, sieht man, daß zwei Bestrebungen an der Spitze stehen: Das Streben nach Erkenntnis und der Kampf um das Glück. *Dann schreibt Kober, was er schon an anderer Stelle verwendete:* Die Wissenschaftler sagen, die Naturgesetze verkünden unumstößliche Wahrheiten. - Weit gefehlt! Wir selbst sind es, die Naturgesetze in die Natur hineinragen. Sie sind doch nichts als Krücken, die sich das menschliche Hirn selbst schafft, um sich in den Naturerscheinungen zurechtzufinden. Darüber, was in Wirklichkeit hinter allem steckt, wissen auch die Naturgesetze nichts auszusagen.

Der Kampf um das Glück ist noch aussichtsloser. Dem Glück des Menschen stehen immer unwägbare menschliche Schwächen entgegen. Die größte dieser Schwächen ist wohl der mangelnde Mut zur Wahrhaftigkeit sich selbst und anderen gegenüber. ...

Die Zeiten sind vorbei, da ein genialer Kopf die zeitgenössische Wissenschaft überblicken konnte. Schon Blaise Pascal, einer der größten Philosophen des 17. Jahrhunderts, erklärte, die Wissenschaft gleiche einer Kugel, die ununterbrochen wachse. In dem Maße, wie ihr Umfang zunimmt, wachse auch die Zahl der Berührungspunkte mit dem Unbekannten. Wenn man bedenkt, daß das Wissen des letzten Jahrhunderts mehr gewachsen ist als das Wissen aller Jahrhunderte vorher, dann wird begreiflich, in welchem Ausmaß die Zahl der Probleme gewachsen ist. Einer wissenschaftlichen Meinung folgt gar bald die Gegenthese“.

Kober erwähnt hier den wohl für alle Zeiten bleibenden Gegensatz zwischen den Anhängern der Evolutionstheorie (nach Darwin) und denen der einmaligen Schöpfung; in der aus den USA bekannten Diskussion nennt man letztere „Kreationisten“. Diese Befürworter der Schöpfungslehre berufen sich auf die Bibel und nehmen jeweils ein-

malige Schöpfungsakte an. Wäre es nicht möglich, *fragt Kober*, daß der Schöpfer die Entwicklung der verschiedenen Lebensformen viel, viel tiefer verankert haben könnte, daß er nicht jede Lebensform für sich allein konstruiert hat? Könnte es nicht sein, daß alle die Möglichkeiten schon im Weltenbaustoff bereitliegen. So etwas spielt sich doch ab! Tritt ein einziges Elektron zu einem Atomkern, so entsteht schon ein neues Element. Eine solche Annahme widerspräche doch der Schöpfung nicht. Wäre das nicht eines der allergrößten Wunder?

Unvermittelt schwenkt Kober dann auf scheinbare Prophetien über, erklärt diese aber mit der engen Wechselbeziehung von Körper und Psyche. Zwei Beispiele bringt er. Als erstes:

Mark Twain, der beliebte amerikanische Schriftsteller, war mit dem Halleyschen Kometen 1835 zur Welt gekommen. Er erklärte immer wieder, daß dieser Komet ihn auch wieder aus dieser Welt abholen werde. Tatsächlich starb Mark Twain 1910 bei der Wiederkehr des Kometen. Man war bestürzt über seinen Tod und hielt seine Aussage für Prophetie.

Ein Parallelbeispiel aus neuester Zeit. Der Sänger Elvis Presley, auch ein Amerikaner, sagte seinen Tod für das 42. Lebensjahr voraus. Seine im gleichen Alter verstorbene Mutter werde ihn um diese Zeit aus dem Leben abholen. Er starb mit 42 Jahren. Hat nicht auch er seinen frühzeitigen Tod programmiert? Es ist die Überzeugung vieler, daß unser Leben von innen, von uns selbst bewußt oder unbewußt gesteuert wird. "In unserer Brust ruhn unseres Schicksals Sterne" sagt ja das Dichterwort. Die Gefahr, sich falsch zu programmieren, ist sehr groß. Nur positive Gedanken zu hegen, ist darum der Rat der Psychologen, ist höchste Lebensweisheit.

Oskar Kober war der Überzeugung, daß letztlich nicht die äußeren Ereignisse den entscheidenden Einfluß auf unser Leben haben, sondern daß vielmehr die Art, wie wir die Ereignisse innerlich verarbeiten und sie im Bewußtsein oder auch Unterbewußtsein speichern, den Ausschlag gibt. Den Beweis dafür legte Kober durch seine Standhaftigkeit vor, mit der er die lange und oft qualvolle Gefangenschaft meisterte.

Zweifellos beherrschte er die Technik der Somatisierung, das ist die Beeinflussung und Steuerung des Körpers durch den Geist, durch geistige Vorstellungen und Bilder. Ein gutes Beispiel ist die Methode, mit der er die für viele Mithäftlinge unheilvollen kalten Nächte überstand: Wenn ich frierend und hungrig auf meiner kargen Zellenpritsche lag, brauchte ich nur die Augen zu schließen, und schon lag ich in Gedanken auf einer blumigen Waldlichtung. Die Sonne erwärmte Stirn und Wangen, ein leichter Windhauch brachte angenehme Kühlung und bewegte die Blätter im Geäst über mir. ... Und schon hielt mich der Zauber dieses Naturgeschehens gefangen. Ich war wunschlos glücklich.

Im Frühsommer 1979 - in der 6. Fortsetzung der Erinnerungen und Gedanken - verspricht Oskar Kober, "den Zweck dieser Zeitung zu beachten". Es solle heute der letzte wissenschaftlich gefärbte Beitrag sein. Es ging um die Mengenlehre, die er von ihren Ursprüngen her (Georg Cantor: Grundlagen einer allg. Mannigfaltigkeitslehre, 1883) bis zu ihrer Anwendung im Schulunterricht in den 60er und 70er Jahren verfolgte und sie als für die Zukunft geeignete Methode bezeichnete, mit der man "tiefer in die Geheimnisse der Zahlenwelt" werde eindringen können. Inzwischen hat sich das wohl als Trugbild erwiesen. Heute hört der Schüler nichts mehr von der Mengenlehre.

Nach diesen Abschweifungen kündigte der Autor an:

Nun aber kommen persönliche Erinnerungen an die Reihe, bei denen uns bestimmt Gemeinsames verbinden wird. Vielen ist sicher der Bühnenvorhang im Schützenhause zu Hohenelbe in Erinnerung. Er war im Jugendstil gemalt. Die Zeitschrift "Jugend" prägte zur Jahrhundertwende (1900) diesen Namen, in Österreich sprach man auch vom Wiener Sezessionsstil. Er schuf eine völlig neue Ornamentik aus allerlei Schlingpflanzen. Der Jugendstil machte sich auch im Zeichenunterricht unseres Gymnasiums bemerkbar. Nicht etwa, daß man uns über Kunstrichtungen belehrte! Das blieb uns allein überlassen. Unsere Berührung mit dem Jugendstil bestand darin, daß wir abzeichneten, was uns in die Hände kam. Der Zeichenunterricht war damals alles andere als ein Kunstunterricht.



Prof. Dlouhy. Elbegasse, Eschnerbäck-Haus



Franz Zieris.
St. Michael, Schwarzental



Günter Illner. In der Hauptstraße



Fred Renz. Oran, Algerien

Bester Zeichner war der, welcher gut kopieren oder einen Gegenstand, einen Baum, eine Landschaft so naturgetreu wie möglich zu zeichnen oder zu malen verstand. Anleitungen dazu gab es nur sehr spärlich. Der Lehrmittelraum für Zeichnen glich einem Trödeladen. Kerzenleuchter, alte Helme, Hüte waren unsere Modelle. Wir zeichneten, schattierten und malten fleißig und bedienten uns dabei der hervorragenden Bleistifte der Firma Hartmuth oder der Farben von Günther&Wagner, Aussig. Nur Wasserfarben, und das ist ziemlich schwierig: Die kleinsten Fehler waren meist irreparabel und machten stundenlanges Bemühen zunichte. Immerhin lernten viele auf diese Art, exzellent nach der Natur abzubilden. Zur Porträtkunst wurden wir angeregt, indem man uns in den höheren Klassen Gipsfiguren, Gipsköpfe u. dgl. als Modell

anbot mit der Aufgabe, diese von allen Seiten zu zeichnen. Leider machte der Erste Weltkrieg alldem ein rasches Ende. Es fehlte bald an Lehrern, und so entfiel der Zeichenunterricht.

Unser erster Zeichenlehrer kam 1910 vom Nachbargymnasium Arnau. Er hieß Pinkawa. Ihn löste der Zeichenlehrer Osbytsch ab, von Beruf Bildhauer und ein hervorragender Zeichner! Kunstunterricht aber führte erst sein Nachfolger ein, der Professor Benno Dlouhy.

Die Katze läßt das Mäusen nicht - *mit diesen Worten leitet Oskar Kober die 21. Fortsetzung seiner Erinnerungen und Gedanken (1981) ein* - So sei es einem alten Schulmeister erlaubt, Vergleiche zu ziehen zwischen Einst und Jetzt.

Meine Hochachtung vor den Lehrern von früher wird umso größer, je mehr ich das jetzige schulische Treiben betrachte. Was für wunderbare Lehrer hatten wir doch in unserer Jugend! So mancher von ihnen hatte sein Steckenpferd und war auf seinem Gebiet eine anerkannte Autorität. Der alte Fiedler in Niederlangenau wäre nie in Verlegenheit gekommen, hätte man ihn nach dem Namen eines unbekanntes Vogels gefragt. Josef Futschig und sein Sohn aus Oberlangenau waren ausgezeichnete Botaniker. Ihr Herbarium war eine Sehenswürdigkeit. Futschig jun. war darüberhinaus ein begnadeter Pianist. Soffner, der Schulrat von Trautenau, war ein international anerkannter Schmetterlingskenner. Seine umfangreichen Sammlungen kann man heute im Prager Museum bewundern.

Diese Feststellungen richten sich nicht gegen die heutigen Lehrer, eher an diejenigen, welche es den Lehrern heute kaum ermöglichen, sich mit einer Liebhaberei zu beschäftigen. Eine Konferenz, eine Besprechung jagt die andere und läßt für Muße keine Zeit. Die aber wäre doch eine Voraussetzung zum Erfolg. Kilometerweise wird Papier verschmiert. Natürlich kann man darauf nicht verzichten, doch bedeutet Menge noch lange nicht Qualität.

Für gefährlich halte ich den Trend zur antiautoritären Erziehung. Das Fernsehen zeigt uns zur Genüge, wohin wir da steuern. Wahrscheinlich werden wir die Geister, die wir riefen, nicht mehr los. Schuld daran ist u. a. die Hektik, die in ihrer Reformwut alles in Frage stellt, ehe Neues genügend erprobt wurde. Welch ein müßiger Streit ist das um Gesamtschule oder gegliedertes Schulwesen! Ich zitiere eine wissenschaftliche Studie. Untersucht wurden 150 Schulen verschiedener Organisation. Facit: Die Bedeutung, die den verschiedenen Organisationsformen zukommt, ist verschwindend gering, verglichen mit dem Einfluß, den die einzelnen Lehrer auf die Entwicklung der Schüler nehmen können. Zitat Ende.

Den hektischen Reformen fiel in verhältnismäßig kurzer Zeit die Landschule zum Opfer. Heute mehren sich die Stimmen der Kritik, und zwar unüberhörbar. Adalbert Stifter pries den Wert der Landschule: „Einer der wichtigsten Männer im Staate ist der Landschullehrer, und die höchste Schule im Staate ist die Landschule.“ - Ich habe als junger Lehrer eindringlich erlebt, wie ein tüchtiger Landschullehrer noch über die Grenzen seines eigentlichen Bereiches hinaus seine Umgebung geprägt hat. Man sollte in den Briefen der Großmütter lesen! Man wird überwältigt sein von der Klarheit und Sicherheit des Ausdruckes. Rechtschreibfehler wird man kaum finden. Dabei brachte die damalige Rechtschreibung mit den unterschiedlichen S so viele zusätzliche Schwierigkeiten. Den heutigen Schriftsetzern gefällt das „runde s“ so gut, daß sie es überall anwenden, nicht nur am Ende einer Silbe oder eines Wortes. Auf jemanden, der in der alten Schreibung der „deutschen Schrift“ aufgewachsen ist, wirken diese Fehler wie ein Tritt in den Bauch.

**Wo der Berggeist wohnt und seine Zwerge,
die Elb' entspringt in seinem Land -
da fließt sie hin durch blaue Berge,
nimmt Moldau, Eger, Iser auf im schönen Böhmerland,
durch's Mittelgebirg',
durch die sächsische Schweiz,
drängt durch die böhm'sche Pforte ein in's deutsche Vaterland**

„... wie ein Tritt in den Bauch“. Aber wen stört das heute?

den und ja keinen juristisch falschen Schritt zu riskieren, vergräbt sich der geplagte Schulleiter in die gerade überarbeiteten Richtlinien. Für Schülerbelange bleibt ihm keine Zeit.“ Die Lehrer seien heute mehr Sandkörnchen als Rädchen im Getriebe einer aufgeblasenen, ja chaotischen Bürokratie, deren Räderwerk schon knirscht, wenn ein argloser Junglehrer sich unterfängt, eine unbezahlte Zusatzstunde zu geben. Aufgabe des Lehrers müsse es sein, der Gefahr der Gleichgültigkeit, der Resignation und Hoffnungslosigkeit unter den jungen Menschen zu begegnen. Ebert: „Ein Lehrer kann nicht in die Gesichter der Kinder sehen und ihnen erzählen, daß das Leben keinen Sinn habe, daß alles hoffnungslos und vergebens sei. Seine Aufgabe ist es, zu begeistern und mehr anzubieten, als die Gegenwart zu geben hat.“

Unsere heutigen Lehrbücher zeigen, wie weit wir davon entfernt sind, zu begeistern. Sie bringen beängstigende Bilder über die Verknappung der Rohstoffe, die Überbevölkerung, die Massenarbeitslosigkeit und über die Verschmutzung der Umwelt. Die Jugendlichen sind verängstigt, und manche greifen zur Droge. Die Lehrer sollten nicht hinnehmen, daß Schulbücher, Rahmenrichtlinien und Unterrichtsziele von Politikern statt von Pädagogen erstellt werden. Viel Zeit, Kraft und Geld sind für pädagogische Experimente schon verschwendet worden, nur weil man vorher nicht die befragt hat, die in den Klassenzimmern vor den Schülern stehen.

In Österreich war der Lehrerstand hochgeachtet. Die Einstellung der Schule war ganz anders als im Deutschen Reich. Nach 1866 hatte es geheißen, weniger der deutsche Soldat als vielmehr der deutsche Schulmeister habe den Sieg (über die Österreicher) erfochten. Also ging man mit Eifer daran, die Scharte auszuwetzen. Das Ergebnis war das Schulgesetz vom Jahre 1869. Ob damals ein Kind in Czernowitz in der Bukowina, in Asch in Westböhmen, in Triest an der Adria oder in Reichenberg, Nordböhmen, zur Schule ging, es fand, ob deutsch oder anderssprachig, überall die gleichen Schulbücher vor und wurde überall nach den gleichen Lehrplänen unterrichtet; mit Berücksichtigung der örtlichen Gegebenheiten, versteht sich. Heute muß ein Kind bei der Übersiedelung innerhalb des doch viel kleineren Deutschlands viel größere Gegensätze verkraften.

Natürlich hat der Föderalismus in unserer Bundesrepublik auch seine Vorteile. Manche durch das Milieu bedingte Eigenheit bleibt erhalten. Aber dort, wo der Föderalismus Kapriolen schlägt, sollte man eingreifen. Ist es denn nicht absonderlich, daß in den einzelnen Bundesländern in so einheitlichen Disziplinen wie Mathematik, Physik, Chemie und ähnlichen so viele unterschiedliche Lehrbücher sein müssen? Daß so viele Kulturminister und so viele Sachberater über naturwissenschaftliche Bücher beraten?

Im heutigen Unterricht wird neben mancher begrüßenswerten Neuerung auch sehr viel Wind gemacht. Hätten wir früher so viele langatmige Vorübungen machen müssen, wie sie jetzt in den einzelnen Schuljahren üblich sind, wir hätten unsere Erfolge nicht erreicht. Zum Trost: Mein langes Lehrerleben hat mich gelehrt, daß sich ein begabtes Kind immer zurechtfindet, oft *g e g e n* den Lehrer. Genügend motiviert, hilft es sich auch allein weiter. Als kleiner Bub hatte ich mir mit Inbrunst ein Paar Schlittschuhe gewünscht. Das benutzte mein Vater, mich zum Lernen anzuspornen, indem er immer wieder einen neuen Buchstaben mit Kreide an die braune Küchentüre schrieb. Sein Ziel hat er anscheinend bald erreicht, denn schon als Zögling im Kindergarten tummelte ich mich auf dem Eisplatz. Der befand sich auf dem Gelände der späteren Petera-Fabrik.



Großvater Kober mit Dietmars Kindern.

1976

Briefe

Liebe Landsleute,

Als ich meine Erinnerungen niederzuschreiben begann, wollte ich damit auch eine Fundgrube schaffen für künftige Historiker. Schon heute (*das war 1981*) beginnt sich ein angesehenes Institut für Zeitgeschichte dafür zu interessieren. Man schrieb mir von dort: „Ihre Beiträge habe ich seit langem mit großem Interesse verfolgt und, was noch wichtiger ist, ich habe sie für unser Pressearchiv ausgewertet. Sie sind ein Wissensträger Ihrer Heimat, und Sie haben des öfteren aufschlußreiche Aussagen gemacht, die ich sonst nirgends gefunden habe. Das betraf sowohl historische als auch heimatkundliche Ereignisse und Personen.“

Auf diese von Oskar Kober im Heimatblatt wiedergegebene positive Reaktion folgen nun Auszüge aus einigen Zuschriften.

Von den eigenen Briefen hat Kober keine Durchschläge hinterlassen. Wahrscheinlich hat er vorwiegend die alte Schreibmaschine benutzt, mit der er schon zu Anfang des Jahres 1954 seine Gedichte niederzuschreiben begann. Aus den an Oskar Kober gerichteten Briefen kann der Leser jedoch erahnen, um welche Themen sich die lebhafteste Korrespondenz bewegte.

Lieber Oskar!

... Du kannst Dir denken, daß sich meine Erinnerungen mit den Deinen zum großen Teil decken, besonders was die Gymnasialzeit in Hohenelbe betrifft. So ist mir auch der Anfang der von Dir zitierten Verse von Theodor Körner eingefallen, der da lautet „Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen, hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht u.s.w.“ Im Festsaal des Gymnasiums standen diese Zeilen unter einem Triptychon, das auf die Freiheitskriege hinwies. Soweit ich mich erinnere, waren darauf die Lützow'schen Jäger abgebildet, daneben der alte Blücher und Gneisenau. Darunter war eine Tafel angebracht,

auf der die Stifter des Bildes verzeichnet waren, darunter Götzel Hans, Otto von Götz - ein Verwandter von Suske - Severin Waengler, Rudolf Lorenz und andere.

Weiter fiel mir ein, daß wir eine gute Faustballmannschaft hatten, die regelmäßig gegen das Gymnasium Arnau, die Lehrerbildungsanstalt Trautenau und die Handelsakademie Gablonz zum Wettstreit antrat.

Ernst Prediger, 1973

Lieber Kober Oskar!

Es sind fast zwei Monate vergangen seit Deinem letzten Brief, der mich ob seiner Ausführungen über Religion, Himmel, Gott und Wunder sehr interessierte. Alles, was Du sagst, leuchtet mir ein, es fehlen mir aber die Worte, mit Dir darüber in mancher Hinsicht zu streiten. Vielleicht können wir uns einmal persönlich darüber unterhalten. ... Nach Frankfurt kann ich leider nicht fahren, damit würde ich in den Pfingstferien die Last des Haushalts meiner Tochter aufbürden, und das will ich nicht. ...

Lustig warst Du schon immer, Oskar! Kannst Du Dich an jene fade Lehrerversammlung in Hohenelbe erinnern, die Du am Ende noch zu erheitern im Stande warst? Ich weiß noch genau Deine Worte. „Bevor wir auseinandergehen“, sagtest Du, „noch etwas Lustiges. Heute früh ist mir bewußt geworden, daß ich die Sprache der Tiere verstehe. Meine Nachbarin, die Frau Möhwald, hat ihre Enten gefüttert. Und auf die Frage, ob´s schmeckt, hat eine gerufen: Manchmal schmeckt mrs, manchmal schmeckt mrs, manchmal schmeckt mrs nee. Heit, heit, heit schmeckt mrs grod“. Mit unnachahmlicher Zungenfertigkeit hattest Du das Geschnatter der Enten imitiert. Alles hat schallend gelacht. - Die Erinnerung ist doch etwas Herrliches! Gern denke ich daran, wie Du und der Spazier Bertl und andere Burschen in Eurer schmucken Turnerkluft mit den Fanfaren durch die Stadt gezogen seid. Fesch,

stramm - eben zum Verlieben, wovon auch ich reichlich Gebrauch machte.

Oskar, spielst Du noch Klavier? Mühl Ada wollte Dich doch zur Virtuosität aneifern. Das arme Kind hatte ihr ganzes liebendes Herz an Dich verloren. Wo mag sie nur heute stecken? Auch die Spatzel mochte Dich sehr gern. Einmal, als Du krank warst - Du hattest eine Halsentzündung und konntest nicht in die Schule gehen - sagte Spatzel zu mir „Du, der Kober Oskar ist krank. Wir kaufen ihm eine Blume und bringen sie ihm“. I c h sollte sie ihm in die Wohnung bringen. In der Brückenstraße wartete ich mit dem eingehüllten Alpenveilchen lange, lange Zeit. In Eure Wohnung wollte ich nicht gehen. Endlich, endlich kam Deine liebe Mutter. Jetzt nahm ich alle meine Kraft zusammen und bat sie, Dir die Blume zu geben. Verständnisvoll lächelnd sagte die Gute: „Danke, da wird sich mein Sohn aber freuen.“ Das ahnende Lächeln um ihren Mund vergesse ich nie.

So, Oskar, Du siehst an den vielen Tippfehlern, daß mich meine zwei Buben (*die Enkel*) fortwährend stören. Der eine will wissen, ob das Christkind geimpft ist, dem anderen soll ich eine Tube Zahnkrem aufmachen.... Vergnügte Pflingstferien!

Deine Fr. Wlassak, 1962

Neunkirchen, 12. 4. 77

Laß Dir für die „Erinnerungen“ recht herzlich danken, mein lieber Kober Oskar. Sie liegen so wie das Evangelium griffbereit bei meinem Bett. Nun habe ich alle Folgen beisammen. Ich kenne sie jetzt schon beinahe auswendig ...

... Und Du? Du unterrichtest immer noch, gönnst Dir keine Ruhe. Aber recht hast Du. Die Zeit vergeht besser mit nützlicher Arbeit, und etwas Taschengeld kann man immer brauchen. Geht Dein Ingo schon ins Gymnasium? Der ist gewiß so gescheit wie sein Opa und braucht keinerlei Nachhilfe! Und die anderen Enkelchen? Es entgeht Dir viel, Oskar, da Du nicht näher mit den Kindern beisammen lebst. Ich habe

hier meine beiden Enkelsöhne und die Kleine, es gibt auch verschiedentlich Sorge um sie, besonders wenn man an die Zukunft denkt. Ich möchte noch erleben, daß sie aus dem Größten heraus sind.

Wie es mit meiner Gesundheit steht? Du würdest mich nicht wiedererkennen. Na, schließlich mit 78! Dünn bin ich geworden. Und es fehlt mir an Bewegung. Du hast es leichter. Dein Gesundbrunnen breitet sich vor Deiner Haustür aus. ...

Mit Gesundbrunnen meinte die alte Jugendfreundin und Berufskollegin Franziska Wlassak den Mosenberg vor Oskar Kobers Haustür in Mardorf.

Osterburg, DDR, 4. Dezember 1974

Sehr geehrter Herr Lehrer Kober!

Im Oktober besuchte ich meine Tante in Hessen. Wir hatten einander seit 30 Jahren nicht mehr gesehen. Dort las ich auch in dem Heimatblättchen. Es berührte mich, als ich den Artikel von Ihnen, sehr geehrter Herr Lehrer, las. Sie haben auch mich unterrichtet. An die Schülerin Irma Hackel werden Sie sich wohl nicht mehr erinnern können. Aber i c h sehe Sie noch, wie Sie des öfteren mit Ihrer lieben Frau und den Söhnchen den Seitensteig und dann durch die Waenglergasse, wo ich mit meinen Eltern wohnte, spazierten.

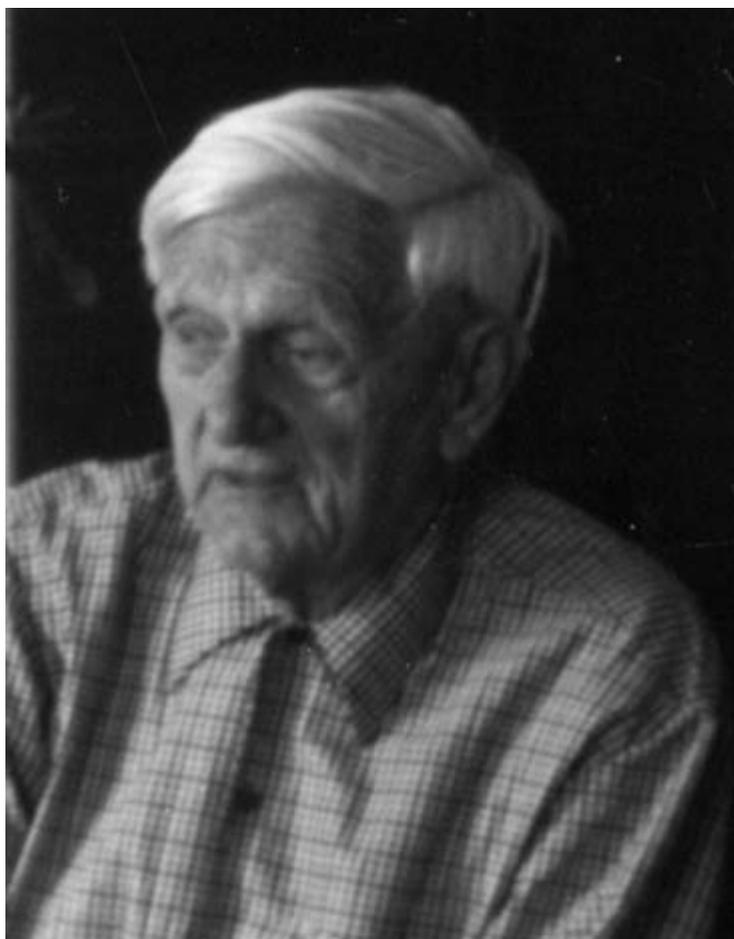
Lebe nun mit meinem Mann seit 1946 in Osterburg. Unsere vier Kinder haben Schulen besucht und sind alle etwas geworden. Ein Schwiegersohn ist auch Lehrer. Will damit nur sagen, in früheren Jahren wäre dies bei unbemittelten Eltern schwer möglich gewesen. Unsere Jugend wird ja nun sehr geschult und im Geiste des Sozialismus erzogen, wie es so heißt. ... Es drängte mich, Ihnen ein paar Zeilen zu schreiben, weil man doch oft an die Schule und an die Lehrkräfte zurückdenkt. Hier hört man von alten Bekannten soviel wie nichts. Etliche Familien aus

Aussig und Komotau wohnen hier, ein Gall Gärtner mit Tochter aus Langenau - sonst weiß ich von keinem aus unserer Heimat.

Bitte, nicht so streng korrigieren, 's ist schon zu lange her! Entschuldigen Sie bitte, wenn ich Sie mit meinem Geschreibsel belästigt haben sollte.

Mit herzlichen Grüßen eine ehemalige Schülerin
Irma Lorenz

Der inzwischen 76-jährige Herr Lehrer hat sicher geantwortet, jedenfalls notierte er zum Ort Osterburg die Postleitzahl DD 354 und „Else Zetkin-Straße 35“.



Der Schulmeister Oskar Kober

Erzählungen

Von vier Sternenmärchen, die der Kober-Lehrer hinterlassen hat, sind hier zwei ausgewählt.

Die schönsten Sterne

Hans war ein kleiner Guck-in-die-Welt. Er ließ seine Äuglein recht fleißig in die Runde gehen ... Am liebsten blickte der kleine Hans des Abends in den unergründlichen Glanz der Sterne. Er konnte es kaum erwarten, bis ... der weite Himmel übersät war mit jener strahlenden und funkelnden Sternenpracht, die da ihren rätselhaften, erhabenen Reigen tanzt.

Wenn ihn dann seine Mutter sachte in die Arme nahm, ihn zu Bett zu bringen, streckte er voll Sehnsucht seine Arme gen Himmel, als wollte er die funkelnde Pracht mitnehmen in sein Bettlein. Wenn ihm die müden Augen zufielen, leuchtete ihm das Licht der Sterne in seinen sehnsüchtigen Träumen. Und auf einmal konnte Hans fliegen, viel schneller als der Vogel fliegt, ja, so schnell wie das Licht von den Sternen zu uns eilt.

Ehe Hans es gedacht, war er beim freundlichen Mond. Doch wie sah der aus! Erst schwebte er als riesige Kugel vor ihm. Als Hans dort ankam, sah er ungeheure Berge aus ödem Fels und Gestein, tiefe, steile Schluchten, doch weder Baum noch Strauch wuchs dort. Es gab keine bunte Wiese, kein lustig plätscherndes Bächlein, keinen Teich - alles war nur eine tote, öde Steinwüste. Wie gespenstisch stumm war es hier! Kein Vogel zwitscherte, und so sehr Hans aus Leibeskräften rief, er konnte nicht einmal seine eigene Stimme vernehmen. Auf dem Mond gibt es nämlich keine Luft, die den Schall weiterträgt. Deshalb war auch der Himmel so pechschwarz, die Sterne waren bei Tag zu sehen, und die Sonne leuchtete wie eine riesige Laterne in dunkler Nacht. Wohin sie schien, war grelles Licht, im Schatten aber war es finster und bitter kalt.

Da wandte sich Hans vom Monde ab und flog dem Abendstern zu. Doch hier konnte er nichts sehen, der war von dichten Wolken eingehüllt. Man sah überhaupt nichts als Wasserdampf und Wolken, ärger als in Mutters Waschküche, wenn Großwäsche war. Venus, so heißt der Abendstern, ist eine launenhafte Frau, die sich einbildet, Unbefugten nichts preisgeben zu dürfen von ihren Reizen. Deshalb hüllt sie sich in einen undurchsichtigen Mantel.

So flog Hans weiter, und kam zu einem Stern, um den in einiger Entfernung ein riesiger Reifen kreisend schwebte. Und der Stern sagte, er heiße Saturn und bilde sich auf seinen Ring besonders viel ein, da weit und breit am Himmel seinesgleichen nicht zu sehen sei.

Was war denn dort für ein Gewimmel um einen recht großen Stern? Schnell flog Hans dorthin und sah, daß dieser Stern acht größere und kleinere Monde hatte, die ihn in seltsamen Bahnen umeilten. Und er konnte sich nicht satt sehen an dem reizvollen Wechselspiel. Trotzdem mochte Hans nicht allzulange dort bleiben, denn obzwar er schnellfüßig war wie das Licht, schienen ihm seine Glieder hier schwer zu sein wie Blei. Der Stern war viel größer als die Erde und zog deshalb alles viel stärker an sich als diese. Wie waren doch dagegen auf dem Monde, der bedeutend kleiner ist als die Erde, alle Bewegungen so leicht!

So verließ Hänschen den Stern, der sich Jupiter nannte, und versuchte, einen recht weiten Sprung zu tun nach jenem unermeßlichen Heer der Sterne, welche die Menschen die Milchstraße nennen, weil der Himmel dort fast milchig aussieht, so dicht scheinen die Sterne beieinander zu stehen. Doch was sah da unser Hans? Je näher er kam, um so weiter rückten die Sterne auseinander. Es waren alles Sonnen, heiß und glühend. Und die meisten waren viel, viel größer als unsere Sonne, an der er ja vorübergeflogen war.

Da begann Hänschen, sich wieder nach der Erde zu sehnen. Zu ihr wollte er zurückkehren. Aber wo war sie? Wohin er auch blickte, nichts als Stern an Stern. Da war wohl die Erde selbst auch so ein funkelndes Sternlein. Und er, Hans, hatte auf einem solchen Stern gelebt ohne es zu wissen, und immer nur in die Ferne geguckt? Nun begann er zu

frieren, und ihm ward angst und bange in seiner Einsamkeit. Angstvoll rief er nach seiner Mutter. - - Ja, was war denn das? Auf einmal liegt Hans in seinem Bettchen, Mutti beugt sich über ihn und spricht: "Was ist denn, mein Hans? Was stöhnst du so? Hast wohl geträumt." Und Mutti herzt und küßt ihn. Da lachen ihm die schönsten Sterne, die es gibt. Das sind der Mutter Augensterne.

Ja, mein kleiner Guck-in-die-Welt, der Mutter Augensterne sind die schönsten in aller Welt! So lange sie dir leuchten, bleibst du ein Kind. Sie verklären auf deinem Lebensweg alles und nehmen dem bittersten Leide die Herbe.

Oskar Kober, der Erzähler, hat hier mit der Reise des kleinen Hans bis an den Rand unseres Sonnensystems eine Belehrung verbunden und ein zutiefst eigenes Bekenntnis seiner Liebe zur Mutter abgelegt. 1948, im dritten Jahr seiner Zeit als politischer Häftling, widmete er ihr dieses Gedicht zum Geburtstag. Es war ihr achzigster.

O Mutter, dein Antlitz, es birgt eine Welt
So voll der Güte und voller Verstehn,
Daß Ruhe und Frieden umfangen mich hält.
Darf ich dir, Liebe, ins Angesicht sehn?

Ich bin ja so klein, liebe Mutter, vor dir,
Andächtig darf ich dein Antlitz nur sehn.
O Mutter, o Mutter, ach bleib noch bei mir!
Müßt', liebe Mutter, vor Weh sonst vergehn.

*Ein zweites der **Sternenmärchen** zeugt vom Mitgefühl des Autors mit der gequälten und manipulierten Kreatur. - Lesen Sie!*

Der Große und der Kleine Bär

Im Walde, dort wo er am dichtesten ist, wo Wurzelknollen wie unheimliche Fabeltiere am Boden dahinzukriechen scheinen und wo weder Weg noch Steg zu finden ist, lebte vor langer, langer Zeit eine gewaltige Bärin mit ihrem Jungen. Tagtäglich waren beide nach Beute unterwegs und Klein-Petz mußte seiner Mutter gehorchen, galt es doch, fürs Leben zu lernen. War er recht artig gewesen, brachte ihm die Bärin köstliche Waben von wilden Bienen.

Eines Tages entdeckte er selbst so ein Bienennest. Seine Mutter schlief gerade. Und weil er sie nicht wecken wollte, wurde er das erste Mal ungehorsam und machte sich allein daran, sich den ersehnten Honig zu beschaffen. Das aber wurde ihm und seiner Mutter zum schweren Verhängnis. Als er arglos auf das Nest der Bienen hintrottete, stürzte er in eine Fallgrube. Zigeuner, die den beiden Tieren schon lange auf den Spuren waren, hatten diese tückische Grube gegraben. Auf das klägliche Gewinsel des Kleinen eilte die Bärin herbei. Als sie nicht helfen konnte, sprang auch sie in die Grube. Sie wollte das Schicksal mit ihrem Kinde teilen.

Als die Zigeuner Nachschau hielten, freuten sie sich über den guten Fang. So sehr sich die Bärin auch wehrte, es wurden ihr Stricke um die Beine geworfen. Nun war sie gefesselt. Klein-Petz aber wurde in einen finsternen Sack gesteckt. Dann zog man jedem von ihnen einen Ring durch die Nase, an dem ein Strick festgeknotet war. Wenn an dem Strick gezogen wurde, schmerzte es die Bären furchtbar. So wurden beide willenlos gemacht und mußten lernen, ihre Überwinder, die Menschen, zu unterhalten.

Man steckte die beiden in einen großen eisernen Kessel, unter dem ein Feuer angeschürt wurde. Wenn sie sich dann auf die Hinterbeine erhoben und der rasenden Schmerzen wegen von einem Bein auf das

andere hüpften, schlugen ihre Peiniger auf Pauken, rasselten mit Schellen und piffen auf schrillen Flöten. So lernten die Bären das Tanzen. Wenn später diese grelle Musik ertönte, wurde in den Bären sogleich die Erinnerung an die erlittenen schrecklichen Qualen lebendig, und sie tanzten, so oft die Zigeuner dazu aufspielten. Nun ging es von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. Überall mußten die beiden Bären ihre Tanzkunst zeigen und der Bande ihren Lebensunterhalt verdienen helfen. Wenn sie ihr Weg durch Wälder führte, wollte ein mächtiges Sehnen ihnen fast die Brust sprengen, und sie erhoben das Haupt. Ein rohes Zucken am Strick ließ es sofort wieder sinken. So trotteten die beiden ihren Leidensweg geduldig weiter. In den Kronen der Bäume sang der Wind das ewige Lied von der Schönheit des Waldes und der Ungebundenheit des Lebens in seinen weiten Räumen.

Für die beiden Bären gab es dies alles nicht mehr, sondern nur noch Hunger und Prügel. Als Klein-Petz vor Erschöpfung nicht mehr tanzen konnte, erschlugen ihn die trunkenen Zigeuner. Die Bärin stürzte sich in rasender Wut auf ihre Peiniger, aber auch sie war vom Hunger entkräftet. So überwältigte man auch sie und erschlug sie.

Gott aber, der das Böse straft und das Gute lohnt, war gerührt von der Geduld und Standhaftigkeit, mit der die beiden Bären ihre Leiden ertragen hatten. Und da vor ihm die elendeste Kreatur nicht zu gering ist, nahm er beide Bären zu sich in den Himmel auf. In sternklaren Nächten kannst du den Großen und den Kleinen Bären am Himmel sehen. Und das Tanzen? Das konnten die beiden nicht mehr lassen, doch tanzen sie nicht mehr zu dumpfem oder schrillum Paukenschlag und Schellengeassel und nicht mehr in wilder Hast, sondern langsam und feierlich zum Gesang der Himmelsphären im ewigen Sternenreigen.

Die alte Säule

Eine Erinnerung an Hohenelbe

Es war um die Jahrhundertwende, als ich mich in meiner kindlichen Phantasie mit der alten Säule zu beschäftigen begann. Sie war eine jener Pestsäulen, die zu früheren Zeiten, als „der schwarze Tod“ die Menschen unserer Gegend heimsuchte, an vielen Orten errichtet wurden. Diese Säule war altersgrau und verwittert. Am Säulenkopf waren einige verblaßte Bilder sichtbar, die zuerst meine Aufmerksamkeit erregten. Ein breitflächiges Gesicht mit verzerrtem Lächeln war noch am besten erkennbar.

Die Säule ist meinen Hohenelber Landsleuten wohlbekannt. Sie stand vor dem Gasthaus Ullrich am Beginn der Hennersdorferstraße, da, wo sich ab 1936 die Turnhalle befand. Weil an der Säule ein Bach vorbeifloß und ein kleines mit Hundskamillen bewachsenes Fleckchen Erde zum Spielen und Träumen einlud, wurde der Platz um die Säule bald zum liebsten Aufenthalt des heranwachsenden Knaben. Der Sockel der Säule war so breit, daß man darauf sitzen konnte. Diese Eigenschaft des Sockels sollte mir einmal in ungeahnter Weise dienstbar sein.



In dem Bache schwamm allerhand Getier wie Wasserläufer, Kaulquappen, Gelbrandkäfer, gelegentlich auch ein Fischlein. Wie oft kauerte ich in der „Einschöpfe“ dieses Baches, um mit ungeschickten Knabenhänden das Wassergetier zu fangen. Es geschah dann zuweilen, daß ich, ohne es in meinem Jagdeifer zu bemerken, das Gesäß tief ins Wasser tauchte. Die Folge waren nasse Hosen. Ich ahnte, daß die Mutter mit ihren gelegentlich sehr schlagkräftigen Händen den nassen Hosenboden gründlich bearbeiten würde, ohne Rücksicht darauf, daß ich ja noch in diesen Hosen steckte.

Mich um einen Ausweg umsehend bemerkte ich, daß der verwitterte Sandstein jenes Sockels die Feuchtigkeit der Hosen wie ein Löschblatt aufsaugte. Von dem Tage an war die Säule oft mein Retter. Waren die Hosen naß geworden, flugs saß ich auf dem Sockel und wechselte von Zeit zu Zeit den Sitzplatz. In wenigen Minuten hatte ich die ganze Runde abgesessen. Die Hosen waren dabei getrocknet. Meiner Mutter, die mich vom Wohnungsfenster aus beobachten konnte, fielen meine sonderbaren Sitzübungen wohl auf, aber hinter mein Geheimnis ist sie nicht gekommen.

Ein kleiner Hund war damals mein liebster Begleiter. Eines Tages traf ihn in meiner Abwesenheit der Hufschlag eines Pferdes. Das geschah in der Nähe der Pestsäule. Der Fuhrmann warf den regungslosen Hund kurzerhand in den Bach. Als ich von dem Vorfall erfuhr, eilte ich voller Angst zu dem Bach. Da lag mein Spielgefährte im seichten Wasser und rührte sich nicht. Mich übermannte der Schmerz. Alles erschien vor meinen Augen wie verschleiert und begann sich zu drehen. Den einzigen Halt schien mir die vertraute Säule zu bieten. An sie gelehnt, weinte ich bitterlich. Es war der erste tiefe Schmerz in meinem Leben. Auf einmal leckte etwas an meinen bloßen Füßen und dann sprang mein lieber Spielkamerad, mein „Cäsar“, an mir hoch. Der Hund war nur betäubt gewesen und eben in dem Augenblicke erwacht, als ich fassungslos meinen wilden Schmerz der Säule anvertraute. Lange Zeit saß ich übergücklich, den Hund in den Armen, an der Säule. Die Tränen des Leids wurden zu Freudentränen, die mir mein vierbeiniger Freund nun vom Gesicht ableckte. Seitdem betrachtete ich die Säule als wundertätig.

Die Jahre eilten dahin. In der Brust des Knaben meldeten sich Gefühle, die der Dichter so treffend als „himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt“ kennzeichnet. Ich wagte mich nicht einmal in die Nähe der Angebeteten. Keine Macht der Welt hätte mir mein Geheimnis entreißen können. In den glühendsten Worten aber schrieb ich das Gestammel meines aufgewühlten Herzens auf kleine Zettelchen. Schließlich vertraute ich meine Ergüsse der alten Säule an in der Meinung, daß sie wieder einmal ein Wunder wirken könnte. In eine Spalte des Sockels steckte ich meine Briefchen, hoffend und dabei noch mehr fürchtend, die Angehimmelte werde sie dort suchen und finden. Es kam ganz anders. Ein Junge fand die Brieflein. Was jetzt folgte, will ich lieber nicht eingehend schildern. Getroffen in meinen tiefsten Gefühlen, mußte ich wochenlang den beißenden Spott meiner Kameraden ertragen. Auch die Angebetete konnte sich ein spöttisches Lächeln nie verkneifen, sooft sie mich erblickte. Zur Säule hinzugehen, traute ich mich lange Zeit nicht. Ich grollte ihr und nannte sie treulos. Das Gesicht am Säulenkopf starrte wie ehemals mit verzerrem Lächeln herunter. Es schien mich zu verhöhnen. Oder kam mir das nur so vor? War dieses Lächeln nicht das zeitlose Lächeln, das in die Zukunft sieht? Galt es vielleicht schon der Tatsache, daß die damals so heiß verehrte Schöne viele Jahre später in meinem Beisein das Gespräch beharrlich auf die Säule lenkte? Und ich? Ja ich war diesen Versuchen gegenüber genau so starr und stumm, wie es einst die Säule m e i n e m verwundeten Herzen gegenüber gewesen ist.

Und wiederum verging Jahr um Jahr. Doch das Bild der Säule verließ mich nie. Als mein Weg zum mühseligen Leidensweg wurde und Willkür mich acht Jahre im Kerker festhielt, entfloß ich oft in Gedanken der rauhen Wirklichkeit. Der Ankerplatz meiner Seele war dann die altersgraue Säule. Sie wurde mir zum Sinnbild alles Aufrechten. Auch diese schier endlose, bittere Zeit ging vorüber. Endlich, endlich durfte ich zu meiner aus der Heimat vertriebenen Familie ausreisen. Mein letzter Gang in Hohenelbe galt der Säule. Doch da lag sie, die so viele Menschenalter lang aufrecht gestanden hatte, lag gefällt neben dem Sockel. Das rätselhafte Antlitz am Kopfe der Säule war in die Erde gewühlt, als wollte es die Welt nicht mehr sehen, diese Welt, die es so lange Zeit mit seinem etwas verzerrem Lächeln begleitet hatte und die

es jetzt nicht mehr verstehen konnte. Langsam, mit gesenktem Haupt, ging ich weg von dem Ort und aus meiner Stadt. Meine Lippen zuckten wie damals, als ich als Kind der Säule meinen namenlosen Schmerz anvertraut hatte.



Bis 1945 stand die Kleine Pestsäule noch, hier im Angesicht der Turnhalle. Links im Bild erkennt man gerade noch das Geländer um den offenen Bachlauf.

Das Gespenst in der Höhenschmiede

Die Höhenschmiede steht am äußersten östlichen Zipfel der Gemeinde Hackelsdorf überm Elbetal. Von dort herauf ist sie nach ungefähr halbstündigem Aufstieg über den Steinweg erreichbar.

In einer geruhsamen Zeit, da noch nicht lärmende und stinkende Lastautos den prachtvollen Marmor aus dem Füllenbaudener Steinbruch zu Tale förderten - so in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts - hat sie Ambros Schier, der Großvater meiner Frau, bauen lassen. Er war Schmied, und Arbeit gab es dort damals genug für seinesgleichen.

Wagen und Gespanne bedurften bei dem schlechten Wegezustand ständiger Wartung. Stand der Schmied einmal nicht am Amboß, dann schänkte er den stets durstigen Fuhrleuten ein, denn der Schmiede war ein Ausschank angeschlossen.

Der Schmied und die Schmiede dort auf der Höhe gehören längst der Vergangenheit an. Das Gasthaus „Zur Höhenschmiede“ aber blieb ein beliebter Ausflugsort. Zur Zeit, als mein Schwiegervater Josef Erben Inhaber dieser Einkehr war, trug sich dort Folgendes zu:

In einer Kammer neben dem Dachboden des Gasthauses schliefen ein biederer Schuhmachergeselle und ein Lehrling. Der Wirt betrieb nämlich als Nebengewerbe das Schusterhandwerk. Eines Morgens erklärten die beiden, sie wollten nachts nie mehr ihre Kammer betreten. Auf dem Boden spuke es ganz unheimlich. Nacht für Nacht sei genau zur selben Zeit ein grauenhaftes Ächzen und Stöhnen zu vernehmen, einmal in hoher Tonlage, dann wieder etwas tiefer. Zuweilen sei das von schauerhaftem Rasseln begleitet.

In der folgenden Nacht wollte sich mein Schwiegervater selbst eine Vorstellung von diesem mysteriösen Vorgang machen. Die Ursache der unheimlichen Geräusche ergründete er aber nicht. Die Kunde vom Gespenst in der Höhenschmiede verbreitete sich schnell in der ganzen Umgebung. Das Gerücht gewann neue Nahrung, als man sich erinnerte, daß beim Brande der alten Schmiede die Frau des Ambros Schier den Feuertod gestorben war. Sicher war es ihr Geist, der jetzt am Boden des neuen Hauses umging. Man begann die Gaststätte zu meiden, der Wirt war ratlos. Da erklärte sich ein mutiger Heger bereit, das Gespenst zu stellen. Dazu bezog er Posten auf dem dunklen Dachboden. Es dauerte nicht allzu lang, da erschien der Forstmann wieder in der Schankstube, verlangte „einen Doppelten“ und verschwand wortlos. Von dem Gespenst ließ er nie mehr etwas verlauten.. Ein ähnliches Ende nahm der Versuch eines verwegenen Rauchfangkehrers, eines zu jedem Spaß bereiten Gesellen. Der Schwarze Mann ward nach diesem Unternehmen käsebleich.

Endlich kam die Technik dem bedrängten Wirt zu Hilfe. Einen Dachboden betrat man ja nie mit „offenem Licht“. Um diese Zeit aber konnte

man erstmals Taschenlampen, damals „Blitzlampen“ genannt, kaufen. Das tat Josef Erben, und mit einer solchen bewaffnet bezog er Stellung auf dem Dachboden. Beim ersten Stöhnen des Gespenstes blitzte die Taschenlampe auf - und der Geist ward entlarvt. Beim Gerümpel am Boden stand ein großer Käfig, der einmal einem Eichhörnchen zum Aufenthalt gedient hatte. Darin war eine Lauftrommel angebracht zum munteren Zeitvertreib des Tierchens. Diese Trommel benützte nun Nacht für Nacht eine Maus zu unterhaltsamen Laufspielen. Die rostige Achse erzeugte beim Rotieren der Trommel die unheimlichen Töne, mal hoch, mal tief, je nach Drehrichtung. Rätselhaft blieb der Zeitsinn der Maus, die fast auf die Minute genau jede Nacht ihr Spielchen begonnen und beendet hatte.

Allgemeines Aufatmen und Gelächter im ganzen Dorfe. Allmählich erschienen die Stammgäste wieder. Keiner war um eine stichhaltige Ausrede für sein Fernbleiben verlegen, keiner hatte sich vor einem angeblichen Gespenst gefürchtet.



Die Höhenschmiede

Oskar Kober

Gedichte (1945 - 1953)

Diese Gedichte sind in der schwersten Zeit meines Lebens, während einer achtjährigen Kerkerhaft, entstanden..

Zu fünfzehn Jahren schweren Kerkers, verschärft durch ein hartes Lager vierteljährlich, war ich verurteilt... Ohne jede Nachricht von meiner aus der Heimat vertriebenen Familie hielt ich als eines der ersten Opfer einer blinden Rachejustiz Einzug in dem berüchtigten tschechischen Zuchthaus Karthaus.

Durch Quälereien von seiten der Aufseher und durch Zuchthäusler, darunter Raubmörder u. dgl., und durch endloses Hungern war ich an den Rand des Grabes gebracht... Da meldete sich die Muse, und sie wurde meine Trösterin, war mir behilflich bei der Flucht aus der grausamen realen Welt in eine Welt der Ideale und Gedanken.

Allmählich besserten sich die Zustände im Kerker. An die Stelle des Hungers und der Quälereien trat die zermürbende Vorstellung einer vor mir liegenden endlosen Haftzeit. Immer aber blieb die Muse meine Hilfe und mein Trost.

Viele Gedichte entstanden, ohne daß ich Bleistift und Papier hatte. Manches hätte ich seines Inhalts wegen nicht aufschreiben dürfen. Bei den Aufsehern fand ich für meine Neigung kein Verständnis, also mußte ich die Gedichte alle im Gedächtnis bewahren, eine Leistung, die mir heute unbegreiflich scheint.

Ich nehme alle meine Gedichte in die Sammlung auf, auch solche, die strengen Anforderungen an Versmaß und Inhalt nicht standhalten. Sind sie doch alle **ein Spiegelbild meines Lebens und Denkens während jener Jahre** 1945 bis 1953.

Begonnen im Februar 1954.

Hieraus im Folgenden eine Auswahl

Der Hunger zu Karthaus (1945)

Die Beine zittern gar so sehr
Bei jedem Schritt und Tritt,
Du taumelst ständig hin und her
Und kannst fast nicht mehr mit.
Du denkst: "Bald ist es aus."
Das ist der Hunger zu Karthaus.

Der Kopf, er ist dir gar so schwer,
Und aus den Poren bricht der Schweiß.
Der Wille zwingt den Leib nicht mehr,
Über den Rücken läuft es heiß.
Du denkst: "Bald ist es aus."
Das ist der Hunger zu Karthaus.

Der Magen, er ist ständig leer,
Knurrt wie ein böser Hund.
Du bist nur Haut und Knochen mehr
Und fühlst dich krank und wund
Und denkst: "Bald ist es aus."
Das ist der Hunger zu Karthaus.

Du könntest morden um ein Brot
Und winseln fast um Speis und Trank,
Du wünschst dir schon selbst den Tod,
Da du so elend, matt und krank.
Du denkst: "Bald ist es aus."
Das ist der Hunger zu Karthaus.

Straßenbau 1949. An Ondruch

Du bist der Büttel wie im Buch
Und deiner Leute ärgster Fluch.
Du peinigst jeden bis aufs Blut,
In uns kocht schon helle Glut.

Ein Segen soll die Arbeit sein?
Bei dir wird sie zur Not und Pein.
Du siehst in deinem blinden Wahn
Nur Meter auf der Arbeitsbahn.

Den Namen Mensch verdienst du nicht,
Aus dir ja nur der Teufel spricht,
Und seine Fratze höhnisch grinst,
Errechnest du dir den Gewinnst.

Wir hatten in schwerster Arbeit unsere Norm zu 300% erfüllt. Der Zivilarbeiter Ondruch strich uns die Mittagspause, weil wir angeblich noch zu wenig gearbeitet hatten.

Nie will ich wanken
In den Stürmen der Zeit

Bis Gott wir es danken,
Daß geendet das Leid.

Spruch

Greif dem Unglück in den Rachen!
Fürcht nicht seinen scharfen Zahn!
Kannst dann seiner Ohnmacht lachen,
Wandelst glücklich deine Bahn.

Versuchung im Kerker

Ich weiß vor Leid nicht aus und ein,
Mein Herz ist mir so schwer,
Mit jedem Tag wächst meine Pein.
O Gott! Ich trags nicht mehr.

Und käm zu mir ganz leis der Tod,
Ob ich ihm folgen will,
Ich grüßt' den Retter aus der Not.
Um mich wärs endlich still.

Doch nein und nein! so solls nicht sein.
Ich hab ja noch so viel,
Denn ihr lebt alle, bleibet mein
Und meines Lebens Ziel.

Denk ich an euch, bin ich bekehrt
Und find das Leben schön,
Denn ihr gebt ihm ja Freud und Wert
Und Kraft, es zu bestehn.

An das Schicksal

(Nach über fünf Jahren Haft)

Du kannst mich wohl vernichten,
O Schicksal, hart und schwer,
Doch suchst du mich zu brechen,
Du kannst es nimmermehr!

Und willst du einst mein Leben,
Wohlan, so mag es sein!
Doch wird am bittren Ende
Mein Geist noch aufrecht sein.

Weihnachten 1947

Nun seid ihr zum dritten Male
In der heil'gen Weihnachtszeit
Ohne mich beim Weihnachtsmahle.
Einsam trage ich mein Leid,

Bitte hinter Kerkerwänden
Gott mit voller Seelenkraft,
Daß er diese Not mög' wenden,
Herzeleid und Kerkerhaft.

Bangt euch nicht um meinetwegen!
Laßt des Glückes hellen Schein,
Friede, Frohsinn, Weihnachtssegen
Heut bei euch zu Gaste sein.

Einmal muß die Not sich wenden,
Einmal seid ihr wieder mein,
Läßt das Geschick mit vollen Händen
Uns gemeinsam glücklich sein.

Gottvertrauen

Du kannst wohl leicht im Glücke Gott erkennen,
Im Sonnenlächeln seinen Namen nennen,
Im ew'gen Sternengang sein Antlitz sehn,
Im Waldesrauschen seine Stimm' verstehn,

Doch auch in Not und Elend Gottes Walten,
In Finsternis und Grauen sein Gestalten
Zu fühlen und auf ihn trotz allem bauen,
Das ist Gotterkennen, Gottvertrauen.

Wissenschaft und Schöpfer

Ihr gleicht eitlen Toren,
Sobald ihr ernst es meint,
Daß Wissenschaft und Schöpfer
Sich nimmermehr vereint.

Säh' euer Blick nur tiefer,
Ihr würdet schon gewahr,
Im Wissen wird der Weltgeist,
Sein Wesen, offenbar.

Natur und Geist ergründen,
Erforschen und verstehn
Heißt Gottes Spuren suchen
Und ihnen nachzugehen.

Es spricht daraus ein Wille
Und seine Urgewalt -
Erhaben auch darüber,
Wie ihn die Einfalt malt

Laß mich deine Augen sehn!

Laß mich deine Augen sehn,
Meines Lebens Sterne.
Will vor Sehnsucht fast vergehn
Hier in weiter Ferne.

Laß mich küssen deinen Mund,
Deine linden Hände.
Bin vom Sehnen krank und wund,
Leide ohne Ende.

Laß mich ruhn an deinem Herz,
Kos' mir Stirn und Wangen,
Und verscheucht ist aller Schmerz,
Leid und wehes Bangen.

Laß mich immer bei dir sein,
Muß sonst zu viel leiden.
Einzig nur der Tod allein
Möge uns einst scheiden.

Einst

Ich saß mit dir am Waldesrand,
Die Nacht kam still gegangen,
Wir lauschten tief in uns hinein
Und hielten uns umfassen.

Und unserer beider Herzen Schlag
Verriet mit tausend Zungen,
Was uns im Innern aufgewühlt,
Was unser Blut gesungen.

Und in den Bäumen rauschte es,
Sie raunten weiter leise,
Was uns im Blute sang und klang,
Der Liebe sel'ge Weise.

Und Jahr um Jahr verrann seither,
Doch hör' ich Bäume rauschen,
Muß ich an ihren Füßen ruhn,
Dem Sang von einst zu lauschen.

Mutter, mußst stark sein!

Mutter, mußt stark sein,
Darfst nie verzagen.
Mutter, mußt wehren
Nöten und Plagen.

Mutter, mußt hart sein,
Darfst niemals klagen.
Gönn keine Zähnen
Leidvollen Tagen.

Mutter, dann schwinden
Schmerz einst und Leiden.
Glück wird uns finden,
Lächeln uns beiden.

Am 18. Januar 1951 starb Mutter.
Der Becher meines Leides war nun gefüllt bis zum Rande

Mutter, du gingst nun von mir

Mutter, ach Mutter, du gingst nun von mir,
Liebest allein mich für ewige Zeit.
Mutter, ach Mutter, verlangend nach dir
Bleib ich allein nun mit all meinem Leid.

Mutter, ach Mutter, mein Schmerz ist so groß,
Mutter, mein Herz ist so müde und wund.
Mutter, ach Mutter, wo weilst du denn bloß?
Hör mich doch, Mutter! - ich rufs jede Stund.

Mutter, ach Mutter, du bist noch um mich,
Ging auch dein Leib nun für immer dahin.
Überall, Mutter, da sehe ich dich,
Wo ich denn, Mutter mein, immer auch bin.

Mutter, und ist mir so wehe und bang,
Winkst du mir zu dann im sonnigen Licht.
Mutter, du kosest mir Stirne und Wang',
Streifet ein Windhauch mir leicht das Gesicht.

Mutter, es führet mich noch deine Hand.
Stets mich dein Mund deinen Jungen noch nennt.
Mutter, das war selbst der Tod nicht imstand,
Daß er uns beide für immer getrennt.

Dem Raucher

Dein Körper ist ein Wunderwerk,
Geschaffen von des Schöpfers Hand,
Drum pflege sein, wie er's verdient
Mit Umsicht und Verstand!

Doch was tust du in deinem Wahn?
Du gierst nach dem Genuß
Und saugst in diesen Wunderbau
Statt Luft nur Rauch und Ruß.

Dann klagst du noch, wenn er versagt,
Nicht mehr gehorchen mag.
Doch du paffst weiter fest drauf los,
Bleibst stur bei deinem Wahn.

Nun sag auch noch, du seist ein Mann,
Der wisse, was er will!
Da lach ich dazu höchstens nur
Und sag: Ach schweig doch still!

Du bist ein Sklav' der Zigarett'
Und fest in ihrem Bann,
Mußt zappeln stets, wenn sie es will.
Du bist ihr Hampelmann.

Elbe

Elbe, liebvertrauter Fluß,
Gern bin ich an dir gesessen,
Kühlend meinen müden Fuß,
Traumverloren, selbstvergessen.

Plätschernd Well' um Welle sprang
Eilig zu dem fernen Ziele,
Und ihr ew'ger Urgesang
Klang im muntern Wellenspiele.

Und der Sonne heller Strahl
Spielte froh im Wellenreigen,
Hieß mich wunschlos glücklich sein,
Brachte Leid und Schmerz zum Schweigen.

Bin ich leid- und schmerzzerwühlt,
Muß ich, Elbe, deiner denken,
Wie ich deinen Trost gefühlt,
leidgelöst im Selbstversenken.

Nächtlicher Trost

Kommt die dunkle Nacht,
Mit ihr der Sterne Glanz,
Reihe ich mich ein
Im stummen Sternentanz.

Stern um Stern will dann
Mir treuer Bruder sein.
Frei, dem Leid entrückt,
Schwing ich in ihrer Bahn.

Kaum erscheint die Sonn'
Als Herr am Firmament,
Bin ich wieder Sklav',
Der keine Freiheit kennt.

Tenor I
 Bass I
 I. Nr. Du stehst mit zwei Rosen, zwei Rosen vor und weißt auf daß sie nur er können; du
 liebt mich heiß und küß Liebt mich heiß und küß. I. Nr. Mein lieber Mann zum Geburtsstag. 1492. Oskar Kober.
 vertont v. Stanislaus Kiedlich 1908.

Oskar Kober

die Rosen

I. Weh' mich, die beiden Rosen, weißt es gar! begreife dich zu weihen, das ist mir die Blüthe!

II In demselben, meine Wangen kühlet die liebe dein, deine Liebt' kommt weihen mir Rosen gar so schön!

III Und stich' mich deine Liebe, so wie es mein Todpfeil sollte dann vergeblich mir Rosen weißt es gar!

Im Gefängnis vertontes Gedicht, vom Häftling Kober seiner Frau geschickt

Blumengruß in den Kerker

Blumen hast du mir gesandt,
 Dachttest mein in weiter Ferne,
 Ich nun blicke wie gebannt
 In der Blumen schöne Sterne.

Ahn' in ihrer Farbenpracht
 Deines Herzens tiefe Güte
 Und von deiner Liebe Macht
 Spricht zu mir nun jede Blüte.

Trost auf meinem schweren Weg
 Ist mir deine lichte Gabe,
 Licht auf meinem dunklen Steg
 Ist sie und dem Herzen Labe.

Am Abend

Abend wird es wieder
Die Dämm'ung bricht herein,
Müd sind meine Glieder
Und müd die Seele mein.

Bald wird alles ruhen,
Der Wald und auch die Flur,
Denn in leisen Schuhen
Naht Schlaf sich der Natur.

Überall herrscht Schweigen,
Die Rehe äsen sacht,
Und der Sterne Reigen
Beginnt mit seiner Pracht.

Linde Lüfte kühlen
Mir das erhitzte Blut,
Scheint als ob sie fühlten,
Wie not mir Frieden tut.

Schenk auch mir den Frieden,
Den du der Schöpfung gibst,
Wird er doch beschieden,
- Herr - denen, die du liebst.

Frühling

Blauender Himmel und taufrische Luft,
Schwellende Knospen, betäubender Duft,
Jubelnde Vögel im lauschigen Hain,
Summende Bienen am blumigen Rain,
Gaukelnde Falter in Wiese und Feld,
Schönheit und Liebe verzaubern die Welt.

Freu dich drum, Herze, vergiß nun dein Leid,
Frühling ists wieder und wonnige Zeit!

Der Morgen

Es weicht die lange, bange Nacht,
Das Morgenrot im Osten glüht.
Verblaßt ist bald der Sterne Pracht,
Die mit der Nacht nun westwärts flieht.

Die Nebelschleier reißen auf,
Es netzt die Wiesen kühler Tau,
Die Sonn´ beginnt den Tageslauf,
Bald lacht der Himmel wieder blau.

Dann glitzert die betaute Flur
Wie tausend bunte Edelstein´,
Verjüngt erscheinen Wald und Flur
Und baden sich im Sonnenschein.

Der Vögel froher Morgensang
Ertönt empor zum Himmelszelt.
Der Morgenglocke trauter Klang
Verhallet über Wald und Feld.

So muß auch du mit neuer Kraft,
Mit frischem Mut zu Werke gehn,
Denn nur, wer emsig strebt und schafft,
Der kann vor sich und Gott bestehn.

Der Wind im Ährenfeld

Wenn leise und geheimnisvoll	Als wüßt´ die goldne Ährenflut,
Der Wind durchs Kornfeld weht	Daß ihrer stolzen Pracht
Es durch den dichten Ährenwall	Des Schnitters unbarmherzger Stahl
Wie heimlich Raunen geht	Gar bald ein Ende macht.

Windbruch

Es rast der Sturm durch Flur und Hain,
Er bricht am Wege Strauch und Baum,
Frißt sich heran an Mark und Bein
Und läßt uns schier den Atem kaum.

Laut heulend fährt er in den Wald,
Vernichtung zeichnet seine Spur,
Denn sinnlos, blind, mit Urgewalt
Im Aufruhr wütet die Natur.
Geborsten stürzt Stamm um Stamm,
Entwurzelt fällt manch starker Baum,
Fast kahlgefegt des Berges Kamm,
Ein Trümmerfeld des Waldes Saum.

Die Strünke ragen hoch empor,
Als wollten sie zum Himmel flehn,
Zu klagen dort vor Gottes Ohr
Des Frevels, der am Wald geschah.
Da lächelt Gott in seiner Weis' :
Das Leben selbst blieb unbesiegt,
Denn sieh! Es grünt noch manches Reis,
In dem der Zukunft Hoffnung liegt.

Und Ja und Nein, sie müssen sein,
Die Lust, der Schmerz, ja selbst der Tod.
Was wert will sein der Sonne Schein,
Geprüft muß sein in Leid und Not.

Waldandacht

Allein lieg ich am Waldeshang
Und lausch dem Herzschlag der Natur.
Um mich erklingt der Vögel Sang,
Im Sonnenschein glänzt Wald und Flur.

Des Waldes Grün, des Himmels Blau,
Der Wiesen bunte Farbenpracht,
Ein Farbenspiel von Wald und Au,
Das jedes Herze fröhlich macht.

Ein Pilz lugt unterm Baum hervor,
Sein Käpplein pranget rot und weiß,
Ein Käfer brummt vorbei am Ohr
Und all die Bienen summen leis.

Wie lachen mich die Beerlein an!
Die Falter spielen froh am Rain.
Wer da noch traurig bleiben kann,
Verdient nicht mehr, ein Mensch zu sein.

O Mensch, du wandelst nicht allein,
Vereinsamt, deine Erdenspur.
Für ewig schwingt dein ganzes Sein
Im Lebenskreislauf der Natur.

Mittag im Sommer

Zur Mittagszeit, da schweigt der Tag,
Als hielte er den Atem an,
Die Sonne steht ein Weilchen still
Auf ihrer steilen Himmelsbahn.

Kein Windhauch regt sich weit und breit,
In Sonnenglut ruh'n Wald und Feld.
Es ist, als ob auf ihre Art,
Die Schöpfung bei sich Einkehr hält.

Herbstmelodie

Es ist ein eigen Ding ums Welkenmüssen,
Ums Abschiednehmen, ums Vergehn.
Erschauernd fühlst du bei den letzten Küssen
Den kühlen Hauch schon um dich wehn,
Der unerbittlich aus dem Blütenkranze,
Der farbenfroh die Stirn noch ziert,
Dir Blatt um Blatt bald löst zum wehen Tanze,
Bis auch das letzte sich verliert.

Regentage

Dicke Wolken, regenschwer	Soll's denn grau und düster sein
Am weiten Himmelszelt,	In alle Ewigkeit?
Feuchte Nebel, blaß und leer,	Nein! Einst kommt der Sonne Schein
Umwogen Wald und Feld.	Nach soviel trüber Zeit.

Herbstgedanken

Es ist ein tief Geheimnis
Ums Werden und Vergehn,
Um alles Sterbenmüssen,
Und Wiederauferstehn.

Es singt die gleiche Weise
Der Wind in aller Welt,
Du hörst sie, wenn der Regen
Vom Himmel niederfällt.

Es singt die alte Weise
Von Tod und Wiederkehr
Der Wald in seinen Wipfeln,
Im Wellengang das Meer.

Und siehst du hoch vom Baume
Ein Blatt herniederwehn,
Dann tanzt es mit im Reigen
Vom Werden und Vergehn.

Im gleichen Reigen schwingen
Auch wir im ew'gen Kreis,
Um dessen letzte Deutung
Allein der Schöpfer weiß.

Berge

Berge, wie strebt ihr zum Himmel hinan,
Seid Auge in Aug' mit dem Lenker der Welt,
Sonne begrüßt euch zuerst auf der Bahn
Und heulend der Sturm mit euch Zwiesprache hält.

Wolken und Nebel, sie hüllen euch ein
Und malen euch finster in düsteres Grau.
Strahlet ihr wieder im sonnigen Schein,
Dann ragt euer Antlitz ins herrlichste Blau.

Blitze umzucken oft fahl eure Stirn,
Und Wetter umtosen euch wütend und wild,
Rasen vom Fuße empor bis zum Firn.
Doch ihr steht ruhig - ein erzernes Bild.

Das Wunder

Was bist du doch ein häßlich Ding,
So dick und so absonderlich,
Wie stachlig jeder Leibesring,
Du Scheusal, wahrhaft fürchterlich!

Der Beine hast du gar so viel,
Kriechst träge nur von Blatt zu Blatt
Und deines Leibes höchstes Ziel
Ist fressen wie ein Nimmersatt.

Doch endlich wird die Gier gestillt.
Du kriechest in ein Kämmerlein,
Den Wanst zum Bersten angefüllt,
Und läßt das Fressen Fressen sein.

O Wunder! In dem Kämmerlein
Da ward aus dir, du grauslich Ding,
Ein Wesen zart und wunderfein:
Der allerschönste Schmetterling.

Trösterin Natur

Menschen können dich belügen, Such der Blumen schöne Sterne,
Dich verwunden tief im Mark. Klag dem Wald dein Weh und Leid
Nie wird dich Natur betrügen, Sieh voll Andacht in der Ferne
Sie bleibt Stütze, treu und stark Sternenreigens Ewigkeit

Göttlich sind in ihrem Wesen
Sterne, Blumen, Wald und Flur
Lassen bald dein Herz genesen.
Blick im Leide zur Natur!

So gern!

Ich hör' so gern die Wälder rauschen,
Des Baches Murmeln, zart und fein,
Ich mag so gern den Vögeln lauschen,
Ertönt ihr Sang in Flur und Hain.

Ich hör so gern die Jugend singen
Beim Wandern durch die weite Welt,
Ich hör so gern der Glocken Klingen
Verhallend über Wald und Feld.

Und immer werden Wälder rauschen,
Wird alles sein, so wie es war.
Doch ich? - Ich kann einst nicht mehr lauschen,
Ich muß dann ruhn für immerdar.

Rätselvolles Leben

Leben, du sprießt aus dem Dunkel hervor,
Rätselhaft bist du dem Weltall verwebt,
Bringst dich aus jeglichen Nöten empor.
Dein ist der Pulsschlag, der alles belebt.

Stürmst voll der Sehnsucht mit Macht an das Licht,
Schleuderst selbst Blitze zum Himmel hinan,
Fürchtest die Nächte der Dunkelheit nicht,
Endest trotz allem im Dunkel die Bahn.

Du erst gibst Sinn allem Weltengeschehn,
Sendung bist du und Erfüllung zugleich,
Warst stets und wirst auch für ewig bestehn,
Einsam und arm bist du und doch s o r e i c h !

Ermahnung

Oskar Kober

Leonhard König 1958

Molto moderato

Tenöre

1. Un - sterb - lich ist der Geist, — von Gott seit E - wig -
2. Wir sind nur ein Ge - föß für Got - tes Geist und
mf 3. Drum sei dir stets be - wußt: ge - hört dir nicht al -

Bässe

von Gott — seit E - wig -
für Got - tes Geist und
ge - hört — dir nicht al -

keit, und bei - des, bei - des wirkt nur für kur - ze
Kraft, der im - mer, im - mer des Le - bens For - men
lein, muß froh, froh — nur Got - tes Werk - zeug

keit, ^{Ten.} und bei - des wirkt in uns, doch nur für kur - ze
Kraft, ^{Bass} der im - mer wie - der neu des Le - bens For - men
lein, muß froh — und an - dauers - voll nur Got - tes Werk - zeug

Zeit, und bei - des, und bei - des wirkt
schafft, der im - mer, der im - mer das
sein, muß froh, muß froh — nur

Zeit, ^{mf} schafft, ^{p dim.}
sein, ^{mf} ^{p dim.}

1.-2. ritard. 3. ritard.
nur für kur - ze Zeit. Got - tes Werk - zeug sein.
Le - bens For - men schafft.

Jugendtraum

Ich war in der Vergangenheit zu Gast,
In Zeiten, die schon längst verrauscht, entschwunden.
Und gönnt mir auch das Jetzt nie Ruh und Rast,
Hab' sie in der Erinnerung gefunden.

Sah mich von Elternsorg' umhegt als Kind
Voll Jugendlust im Kinderparadiese,
Mit meinen blonden Locken spielt der Wind,
Ich tollt umher auf Nachbars bunter Wiese.

...

Mir ward in Jugendkraft vor nichts mehr bang,
Ich sah vor mir beglückt die Welt noch offen,
Ich fühlte meiner Seele heißen Drang,
Und ringen wollt ich um mein Glück - und hoffen.

Vorbei der Traum mit seinem holden Schein.
Das Haupt deckt Schnee, die Jugend kehrt nie wieder,
Und still, ergeben füge ich mich drein,
Sing wehmutsvoll der Jugend frohe Lieder.

Welträtsel

Es birgt so viele Rätsel
Die Welt in ihrem ew'gen Gang.
Du mußt nach ihrer Lösung **s u c h e n**
Mit ernstem Drang dein Leben lang.

Wohl wirst du nie und nimmer **l ö s e n**
Die Rätsel hehr und wunderbar,
Doch weht dich an ihr heil'ger Odem,
Des Schöpfers Wille, rein und klar.

Drang nach Erkenntnis

Ich liebe Klarheit, Helle.
Das Dunkel mag ich nicht.
Drum ist mein ganzes Leben
Ein Streben nach dem Licht.

So steig' ich Stuf' um Stufe
Den Weg zum Licht hinan
Und scheue keine Mühsal
Auf dieser steilen Bahn.

Der Drang nach der Erkenntnis,
Er gibt mir niemals Ruh.
Drum muß ich forschen, denken
Und grübeln immerzu.

Doch führt mein rastlos Mühen
Mich niemals an ein End,
Weil immer wieder höher
Ein neuer Lichtquell brennt.

Zum Trost

Du kannst dem Schicksal nicht entrinnen,
Drum laß ihm ruhig seinen Lauf.
Doch willst das Leben du gewinnen,
Dann gib dich niemals selber auf.

Und halt' dir vor in schweren Stunden:
Es kommt drauf an, wie man sie trägt.
Dann wird das Schicksal überwunden,
Wenn's Wunde dir um Wunde schlägt.

Sternentrost

Die Sonne ist untergegangen,
Verschwunden ihr strahlend Gesicht,
Und ich hab so großes Verlangen
Nach Wärme, nach Liebe, nach Licht.

Ganz dunkel wirds nun auf der Heide,
So öde, so düster und fahl,
Und ich, ach, ich friere und leide.
Wie bang pocht mein Herz, voll der Qual!

Da such ich am Himmel die Sterne
Mit ihrem so lieblichen Schein.
Sie winken mir zu aus der Ferne,
Als wollten mein Tröster sie sein,

Als riefen sie mir aus den Weiten:
Wirf ab, was dort unten dich drückt!
Erheb über Raum dich und Zeiten,
Dann bist du dem Leide entrückt.

Unsterbliche Hoffnung

Als mir das Schicksal Leid verhieß,
Da warf's mir schwerste Bürde zu.
Im Leide ward der Mann zum Greis,
Entbehrend Liebe, Glück und Ruh.

Doch eines kann das Schicksal nicht,
Wie immer auch sein harter Lauf,
Schlägt müder auch mein Herz bereits:
Die Hoffnung gibt es niemals auf.

Geschrieben am 30. November 1952, nach 7 1/2 Jahren Kerker.

Das Ringen um Erkenntnis

Um Erkenntnis muß man ringen,
Zu jederzeit und überall,
Gleitet doch auf ihren Schwingen
Der Weltgeist durchs Weltenall. Und weist den Weg ihm, wie das Ziel.
Ohne sie wär unser Leben
Nichts als ein sinnlos Kräftespiel,
Sie gibt Sinn erst allem Streben

Letzte Erkenntnis

Tu meinst es sei das Höchste:
Begreifen und Verstehn ?-
Tu wirst am Allerbesten
Dann stets vorübergehn !
Denn Gottes Arm reicht weiter
Als Klugheit und Verstand
Und jenseits ihrer Grenzen,
Da liegt ein Wunderland.

Es liegt in den Gefilden,
Wo selbst die Weisheit schweigt
Und sich in tiefer Demut
Vor Gottes Größe neigt.

Drang nach Erkenntnis

Ich liebe Klarheit, Belle,
Das Dunkel mag ich nicht,
Drum ist mein ganzes Leben
Ein Streben nach dem Licht.
So steig' ich Stufe um Stufe
Den Weg zum Licht hinan
Und scheue keine Mühsal
Auf dieser steilen Bahn.

Der Drang nach der Erkenntnis,
Er gibt mir niemals Ruh,
Drum muß ich forschen, denken
Und grübeln immersu.
Doch führt mein restlos Mühen
Mich niemals an ein End,
Weil immer wieder höher
Ein neuer Lichtquell brennt.

Erkenntnis, das höchste Gut

Erkenntnis ist das höchste Gut,
Wiegt mehr als Gold und Edelstein,
Doch mühsam ist der Weg zu ihr,
Führt über Dornen, Stoch und Stein.
Und tumhoch überregest du,
Wen immer du zum Nachbar hast
Ward einst Erkenntnis dir ein höher
Gest.

Was ist ihr Ehre, Ruhm und Glanz,
Was gilt vor ihr des Reichtums Praecht ?
Ist sie es doch, die ganz allein
Den Menschen erst zum Menschen macht.

*marks bastens, bei dem Wissen
Erkenntnis dir ein höher Gest*

Mein Denken

Ich bin ja nur ein schwacher Mensch,
Doch nimmerwid mein Denken,
Beim Denken fängt mein Leben an,
Erkenntnis soll es laken.
Und beides reichet sich die Hand,
Des Große und das Kleine,
Ein stumpfes Hirn nur merkt es nicht
Erliegt dem bloßen Scheine.

Im Kleinsten wie im Weltenall
Verwühl ich die Gedanken,
Denn beides ist der Wunder voll
So tief und ohne Schranken.
Und ist zerfurcht auch meine Stirn,
Wird mir die Wang auch bleicher,
Was ficht's mich an, ich bin ja doch
Um viel Erkenntnis reicher.

Letzte Fragen

Vom ersten bis zum letzten Tage
Sind wir in Rätsel eingehüllt,
Ist unser Dasein nichts als Frage
Voll Bängigkeit und unerfüllt.
Und alles Forschen, Grübeln, Denken,
Es löst die letzten Fragen nicht
Und such kein sich in sie Versenken
Enthüllt der Wahrheit das Gesicht.

Eines der vielen dicht beschriebenen Gedichte-Blätter

*Verschiedene Gedichte Kobers wurden in Noten gesetzt. Solche Bearbeitungen sind vorhanden von Leonhard König und Erich Materna. Zumindest dieser dürfte ein Lehrerkollege Oskar Kobers gewesen sein. Der nachfolgend zitierte **Brief Erich Maternas** trägt die Anmerkung des Empfängers: „zu bald gestorben“.*

Darmstadt, 1. Dezember 1962

Lieber Kollege Kober!

Vielen Dank für die Übersendung Ihrer schriftlichen Arbeiten ... Habe mir einige Gedichte abgeschrieben, damit ich sie zur Hand habe, wenn ich zum Schaffen aufgelegt bin. ... In der Beilage „Das Bächlein“, das ich besonders für Soloquartett geeignet finde. Es ist wohl ein bißchen schwierig, aber beim Soloquartett sind Sangesbrüder, die damit fertig werden. Andere Lieder sind bereits skizziert ... Gelegentlich Reinschrift ...Für die Einladung nach Mardorf danke ich. Haben Sie dort bei den Gesangsvereinen einen guten Solosänger, Tenor oder Bariton? Da könnte ich manches Lied entsprechend bearbeiten für Solo mit Chor im Wechsel.

Habe einige meiner Lieder - meist Fiebigertexte - auf Tonbändern ...
Mit den besten Grüßen

Ihr Erich Materna

Ein Notenblatt „Das Bächlein“ existiert nicht. Hier aber ist der Text

Bächlein, deine klare Flut	Trübt einmal dein Wasser sich,
Plätschert lustig, flink dahin,	Kann´s nicht lange trübe sein.
Wär´ doch mir so wohl zu Mute,	Bächlein, ja du lehrst es mich,
Wär´ doch mir so leicht im Sinn!	Will nie lange traurig sein.

Bächlein, deine Flut so klar	Sei ich noch so fern von dir,
Spiegelt hell die ganze Welt.	Bleibst du mir ja doch im Sinn,
Will ja sein wie du so wahr,	Spricht dein Murmeln dann zu mir
Rein und gut wie´s Gott gefällt,	Mahnt mich, wenn ich traurig bin.

Abendglöcklein (V. Kötter)
Musik: Emil Matarosa

(Melodie - Stimme)
(Soprano od. Tenor)

Abendglöcklein klinget leise durchsicht in die weite Rund, seine Liebe,
Ach, wie süß ist sein trauriges Klängen tief das Herz und das Gemüt, heimlich singt in
ernste Weise mahnet an die Feier-stand Traumhaft schon verhallt sein Mahnen
seinem Schwingen Wehmüt mit ihr Kerbes Lied
weithin über Wald und Feld, sachte zieht auf seinen Bahnen Abendfrieden in die Welt.

1. Sopran singt 2. Stimme
die 1. Stimme
allein!

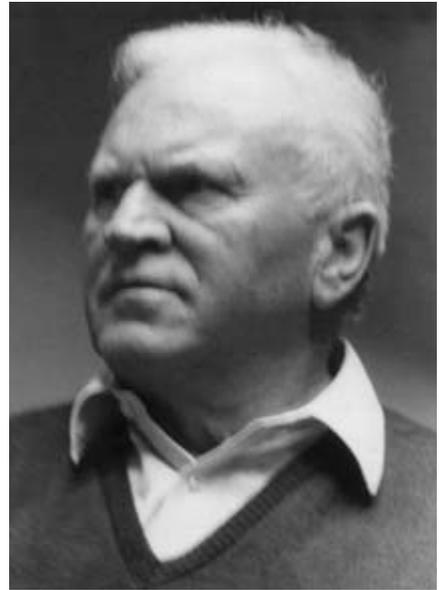
p Ach, wie süß ist sein trauriges Klängen tief das Herz und das Ge-müt,
heimlich singt in seinem Schwingen Wehmüt mit ihr Kerbes Lied
Traumhaft schon verhallt sein Mahnen weithin über Wald u. Feld, sachte zieht auf
seinen Bahnen Abend-rieden in die Welt.

Emil Matarosa

Zwei Rosen. (Orchestra) für Bariton od. Mezzosopran u. Erste Mezzosopran

Die Rosen mit zwei Rosen 2 Rosen, rot u. weiß, auf daß sie sich es können, die
 nicht mit Rosen u. weiß, auf daß sie nicht an Händen, die nicht mit Rosen u. weiß. *mf* *mf*
 Tod, ich woll- te dann weg- gehen, wie Ro- sen mit u. rot, ich woll- te dann weg- gehen wie Ro- sen
 dumpfe, weiche Bangen, wärmt dich die Seele heiß, auch die- se Lieb- kühn- melken wie Ro- sen, rot u. weiß, auch
 die- se Lieb- kühn- melken, wie Ro- sen, rot u. weiß. *clac-c* *mf* *mf*
 Tod, ich woll- te dann weg- gehen, wie Ro- sen mit u. rot, ich woll- te dann weg- gehen wie Ro- sen
 was ist rot.

Wolfgang Fink



**Wem habe ich für die Mithilfe
zu diesem Buch zu danken?**

Das sind in erster Linie die beiden Söhne Oskar Kobers, **Dietmar Kober**, wohnhaft in Neuenstadt/Kocher und **Oskar Kober jun.**, Homberg/Efze und deren Cousine **Lorelies Nitschinger**, Rüsselsheim, Tochter von Viktor Kober.

Dann **Annelies Sturm**, Landsberg/Lech, die im Nachlaß von Dr. Anni Sturm den Brief von Oskar Kobers Mutter fand und **Dr. Pepi Erben**, Usingen, der aus Rennerbauden stammt und dort ein Schüler Oskar Kobers war.

Von ihnen bekam ich Fotografien, Dokumente, Briefe und Handschriften und die Sammlung aller Gedichte zur Auswahl und Verwendung. Ich freue mich über das Vertrauen, das mir damit entgegengebracht wurde.

Die meisten Textbeiträge Oskar Kobers entnahm ich den Heften unserer **Riesengebirgsheimat** aus den Jahren 1951 bis 1991. Das Heimatblatt war es ja auch, das mich auf Oskar Kober aufmerksam werden ließ. Mein Dank dafür soll den heutigen Machern gelten, die früheren erreicht er nicht mehr.

Zahlreiche Abbildungen stammen von alten Ansichtskarten, auch aus dem Heimatblatt, oder sind eigene Aufnahmen aus den Jahren 1981 bis 2006.

Ganz besonders danke ich meiner Frau **Beatrix**, die, obwohl in Bayern geboren und aufgewachsen, meine/unsere Anliegen wie schon viele Jahre lang zu ihren eigenen macht, die mich bei allen einschlägigen Unternehmungen begleitet, das von mir Geschriebene korrigiert und mir zu mancher gelungenen Formulierung verhilft.

Schließlich erwähne ich noch unsere Söhne **Bernhard und Gabriel**. Sie gingen mir vor allem in der Abschlußphase zur Hand, als meine Kenntnisse der digitalen Technik nicht mehr ausreichten.

Dank auch meinen Lesern! Ich bedanke mich bei ihnen dafür, daß ich sie als Ziel meiner Bemühungen vor Augen haben durfte.

Die Arbeit an dem Buch wurde mir auch deshalb immer mehr zum Anliegen, weil ich dabei oft an meinen Vater denken mußte. Er war in den Händen und unter den Knuten derselben Henkersknechte, die Oskar Kober so schreckliche Qualen bereiteten. Mein Vater hat das wohl nur wenige Tage ertragen müssen, dann wurde sein Leben gewaltsam ausgelöscht.

Sein Andenken hat mich nicht müde werden lassen.

Deshalb statte ich auch meinem Vater

Dr. Alfred Fink

meinen Dank ab.

Ich beende die Arbeit heute am 1. September 2009. WF



Buchbestellungen
erledigt prompt
Wolfgang Fink
Telefon (0 89) 60 59 32

„Es ist jetzt vielleicht die letzte Gelegenheit, in größerem Umfang Erinnerungen für alle Zukunft festzuhalten. Es wird zum Nutzen der Heimat sein ... Lest meine Erinnerungen, ihr werdet merken, daß es sich lohnt ... Unsere Vorfahren werden erst dann für immer von uns gegangen sein, wenn wir kein Interesse mehr daran finden können, was ihnen einst Lebensinhalt war ..."

Mit diesen Worten empfahl der pensionierte Lehrer Oskar Kober den Lesern der Zeitschrift Riesengebirgsheimat die Lektüre seiner "Erinnerungen". Die in den Jahren 1974 bis 1981 in zwei umfangreichen Folgen abgedruckte Lebensbeschreibung wurde von dem 30 Jahre nach Oskar Kober in Hohenelbe geborenen Wolfgang Fink in eine straffe, geordnete Form gebracht. Diese gekürzte, aber wortgetreue Fassung von Kobers "Erinnerungen" ist der größte und wichtigste Teil dieses Buches. Weitere Texte aus der Feder bzw. der Schreibmaschine des auch im Alter unermüdlichen Lehrers und Schreibers Oskar Kober geben wichtige Aufschlüsse über sein Denken und Handeln und die Erklärung dafür, wie dieser Mann all die schweren, jahrelangen Prüfungen ohne größeren Schaden überstehen konnte.

Lest seine Erinnerungen, Ihr werdet merken, daß es sich lohnt!

Zum Bucheinband:

1956 erwarb Kober bei Homberg/Efze von den Wetzlarer Eisenwerken ein Anwesen in der Mardorfer Grube. Vor dem ehemaligen Haus der Bergwerksverwaltung befand sich diese weiße Bank.

Gelb und Rot waren die Farben der Freien Bergstadt Hohenelbe.